

# exit!

11.2012  
13 Euro

KRISE UND KRITIK DER WARENGESELLSCHAFT

**ROBERT KURZ** Krise und Kritik

**ELMAR FLATSCHART** Ein Apostelbrief zwischen  
Szientismus und Historismus

**GEORG GANGL** Im Dschungel

**ROSWITHA SCHOLZ** Die Bedeutung Adornos  
für den Feminismus heute

**DANIEL SPÄTH** Das Elend der Aufklärung:  
Antisemitismus/Antizionismus, Rassismus  
und Antiziganismus bei Immanuel Kant

**UDO WINKEL** Dahmer seziert  
die »unnatürliche« Wissenschaft

**GERD BEDSZENT** Unter Geiern

**UDO WINKEL** Der vergessene Kommunistenrabbi

# Robert Kurz

## KRISE UND KRITIK

### Die innere Schranke des Kapitals und die Schwundstufen des Marxismus

#### Ein Fragment. Erster Teil

*Editorische Vorbemerkung: Am 10. Februar 2010 verschickte Robert Kurz an die damalige EXIT!-Redaktion per E-Mail einen Text mit den Worten: »anbei der erste Teil des aus der „Toten Arbeit“ ausgekoppelten kleineren Buchprojekts „Krise und Kritik“ für die Diskussion beim kommenden Treffen. Alles Erforderliche ist Vorwort und Einleitung zu entnehmen.« Der Text wurde nach besagtem Treffen in wenigen kleinen Punkten redaktionell überarbeitet und seit Mai 2010 nicht mehr geändert.*

*Wie im Vorwort seines letzten Buches „Geld ohne Wert“ dargelegt, entschied sich Robert Kurz, aus dem ursprünglichen, großangelegten Buchprojekt „Tote Arbeit“ eine Reihe von Büchern zu machen. Von diesen konnte er nur „Geld ohne Wert“ fertigstellen, das wenige Tage nach seinem Tod an den Buchhandel ausgeliefert wurde. „Krise und Kritik“ wäre ein weiteres Buch in dieser Reihe geworden. Von den – einschließlich Einleitung und Epilog – sechsunddreißig vorgesehenen Kapiteln hat Robert Kurz aber nur noch zehn schreiben können. Sie sind im Folgenden abgedruckt.*

#### Vorwort

26

Seit Herbst 2008 ist allgemein von einer „Jahrhundertkrise“ des Kapitalismus die Rede. Auch wenn deren Entwicklung oder Ausgang noch keineswegs feststeht und sich in die ersten Äußerungen einer veritablen Panik längst wieder extrem kurzfristig gestützte Hoffnungsmeldungen gemischt haben, so scheint doch eines klar zu sein: Die globale ökonomische Erschütterung verweist auf einen bislang verborgenen, tiefer liegenden Ursachen-Zusammenhang. Sie bedeutet einen qualitativen Einschnitt, der fatale Parallelen zum Zusammenbruch des Staatssozialismus 20 Jahre zuvor aufweist. Ebenso wie damals wird aus dem abermaligen „Epochenbruch“ eine gründlich veränderte und alles andere als stabile Welt hervorgehen.

In dieser neuen historischen Situation gewinnt die zum wiederholten Mal totgesagte Marxsche Theorie ungeahnte Aktualität; insbesondere natürlich die Krisentheorie. Allerdings kann dabei auf keinen gesicherten Fundus zurückgegriffen werden. Das in einer Vielzahl von uneinheitlichen Texten vorliegende

Marxsche Werk hat eine Geschichte von Interpretationen oder „Lesarten“ durchlaufen, die immer mit der Geschichte des Kapitalismus und der auf verschiedenen Entwicklungsniveaus entstandenen sozialen Bewegungen vermittelt war. Jeder „Epochenbruch“ in diesem Gesamtprozess verlangt einen Schnitt in der theoretischen Interpretation und Weiterentwicklung. Das gilt auch für die Krisentheorie. Deshalb trifft die neue Weltwirtschaftskrise auf eine unübersichtliche Gemengelage im Feld der Auseinandersetzung um die Marxsche Theorie, die zu einem Klärungsprozess herausfordert. Das geht nicht ohne theoretischen Konflikt ab, in dem konträre Interpretationsmuster aufeinander treffen, die selber auf den Begriff zu bringen und in ihrer historischen Bedingtheit zu erklären sind.

Der hier vorgelegte Text steht im Zusammenhang einer Theoriebildung, die seit den 1980er Jahren eine Neuformulierung der Kritik der politischen Ökonomie anstrebt und gerade in der Krisentheorie eine exponierte Position eingenommen hat. Dieser theoretische Ansatz firmierte zunächst unter dem Label „Wertkritik“. Bezug genommen wird dabei auf jene zahlreichen Marxschen Aussagen, die den Kapitalismus grundsätzlich als „die auf dem Wert beruhende Produktionsweise“ bestimmen. Kapitalismuskritik, so die Schlussfolgerung, kann daher nur radikale Wertkritik sein; also eine theoretische und in der Perspektive schließlich praktische Kritik und Überwindung des basalen Form- und Funktionszusammenhangs dieser Produktions- und Lebensweise, wie er sich in den Kategorien von abstrakter Arbeit, Wert- und Warenform, Geld, Kapital (Wertverwertung als „automatisches Subjekt“), Markt und Staat darstellt, der von Marx als ein den gesellschaftlichen Akteuren gegenüber verselbständigt Fetischverhältnis bestimmt worden ist.

Diese Reinterpretation begreift sich als Bruch mit dem „Arbeiterbewegungs-marxismus“ und seinen historischen Derivaten; einem Verständnis der Marxschen Theorie, das sich immer nur „in“ diesen Kategorien bewegt hatte. Vor dem Hintergrund einer Umdeutung der abstrakten Arbeit zur positiven und transhistorischen Menschheitsbedingung erschien der basale Formzusammenhang weitgehend als neutrale und ontologische Voraussetzung von Gesellschaftlichkeit schlechthin; auch die vermeintliche Überwindung des Kapitalismus wurde noch in seinen eigenen Kategorien gedacht als deren bloße Verstaatlichung, Steuerung und Moderation, wobei die wesentliche Differenz allein als „klassensoziologische“ erschien („Befreiung der Arbeit“ statt Überwindung dieser kapitalistischen Re-abstraktion, „Arbeiterstaat“ etc.). Dieser verkürzte Bezug auf Marx war historisch bedingt durch die unvollkommene und „ungleichzeitige“ Entwicklung des Kapitalismus selbst. Er lässt sich dechiffrieren als „Kampf um Anerkennung“ auf dem Boden der kapitalistischen Kategorien im Zuge einer „nachholenden Modernisierung“; und zwar sowohl seitens der westlichen Arbeiterbewegung im Sinne ihrer Anerkennung als bürgerliches Rechts- und Staatsbürgersubjekt als auch seitens nachholender Modernisierungs-Revolutionen von Ländern der ka-

pitalistischen Peripherie im Sinne ihrer Anerkennung als gleichberechtigte und selbständige Teilnehmer am Weltmarkt.

Diese Essentials der Wertkritik bilden ein Auseinandersetzungsfeld mit den im folgenden als „Restmarxismus“ und „Postmarxismus“ bezeichneten Positionen, die das alte Verständnis teils festhalten, teils ohne wirkliche Überwindung in verschiedene Richtungen bloß auflösen. Dazu gehören die im engeren Sinne politische Linke ebenso wie die akademische „neuere Orthodoxie“, die aus der philologischen Bemühung um die „Rekonstruktion“ der Marxschen Theorie in den 1970er Jahren hervorgegangen ist, und nicht zuletzt die im Kern theoriefeindliche, auf falsche Unmittelbarkeit geeichte und in ihrer Wahrnehmung phänomenologisch beschränkte Bewegungsideologie der jüngeren Zeit, in der die Kritik der politischen Ökonomie nur noch ein Schattendasein führt. Eine besondere Rolle spielt dabei der Postoperaismus eines Antonio Negri, der den Arbeiterbewegungsmarxismus auf eigentümliche Weise in eine postmoderne Version umgedeutet hat, in der abstrakte Arbeit und Wertform positiv „virtualisiert“ werden statt diesen Zusammenhang radikal zu kritisieren.

In den 1990er Jahren hat sich die Wertkritik zunächst über die Thematisierung des ökonomisch-politischen Formzusammenhangs hinaus erweitert, und zwar in dreifacher Hinsicht. Erstens lieferte die Theorie der geschlechtlichen Abspaltung von Roswitha Scholz (1992, 2000) eine entscheidende Modifikation, in der das moderne Geschlechterverhältnis nicht mehr als „abgeleiteter Nebenwiderspruch“ erscheint, sondern als grundlegende Realbestimmung der modernen Fetisch-Konstitution. Abgespalten von der offiziellen Gesellschaftlichkeit, historisch an die Frauen delegiert und als minderwertig bestimmt werden im Kapitalismus diejenigen Momente der Reproduktion, die im System der abstrakten Arbeit und Wertverwertung nicht aufgehen bzw. sich nicht oder nur schwer in der Geldform darstellen lassen. Insofern ist das geschlechtliche Abspaltungsverhältnis „gleichursprünglich“ und auf derselben Abstraktionsebene angesiedelt wie die herrschenden Funktionskategorien, gerade weil es deren „dunkle“ Kehrseite bildet. Dieser Zusammenhang wurde sowohl vom Arbeiterbewegungsmarxismus und seinen Derivaten als auch (trotz verdienstvoller Untersuchungen) vom neueren Feminismus verfehlt und ausgeblendet. Indem die Wertkritik diese verdrängte Wesensbestimmung aufgenommen hat, erweiterte sie sich zur Wert-Abspaltungskritik. Die Schwerfälligkeit dieses Doppel-Terminus verweist auf das Problem, diesen Zusammenhang in der Begriffssprache bürgerlicher Vernunft überhaupt auszudrücken, aus der sich ein neues Verständnis kategorialer Kritik erst hinausarbeiten muss.

Zweitens führte daher nicht zufällig die Aufnahme dieser Dimension zu einer radikalen Kritik und konsequenten Historisierung der modernen Aufklärungsvernunft (einschließlich ihres irrationalistischen immanenten Gegenpols), die nur das allgemeine Weltverhältnis dieser Fetisch-Konstitution begrifflich syn-

thetisiert im Sinne eines androzentrischen Universalismus. Dazu gehört auch die Kritik der sozial übergreifenden Denk- und Handlungsform „Subjekt“ als „Vollzugsform“ und gleichzeitig als ideologische „Verarbeitungsform“ der negativen Vergesellschaftung durch das Kapital, die aus sich heraus gerade die destruktive Objektivierung der Welt und die repressive Selbstobjektivierung der Menschen setzt (Kurz 1993). Ansatzweise rückten dabei auch die Grundlagen der modernen Naturwissenschaften ins Blickfeld (Ortlieb 1998); aber nicht als platte „Produktivkraftkritik“, sondern als Reflexion des inneren Zusammenhangs von modernen mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkmustern mit der abstrakten „Arbeits“- und Verwertungslogik bzw. dem geschlechtlichen Abspaltungsverhältnis.

Drittens konnte dann vor dem Hintergrund dieser Historisierung von androzentrischer Vernunft und Subjektform auch die Frage der Ideologiekritik in ihrem Stellenwert für die neue Theoriebildung bestimmt werden. Nach Marx sind die kapitalistischen Kategorien nicht nur „objektive Daseinsformen“, sondern auch „objektive Gedankenformen“. Auf dieser Basis findet eine ihrem Wesen nach affirmative und destruktive Ideologiebildung statt; aber nicht als automatischer „Reflex“, sondern als Eigenleistung des seine Daseinsbedingungen positivistisch und selbst-affirmativ verarbeitenden Bewusstseins, die in die objektiviertere Dynamik der kapitalistischen Entwicklung und deren konkrete Verlaufsformen konstitutiv mit eingeht. Die Kritik des Fetisch-Verhältnisses kann nicht auf Ideologiekritik reduziert werden (was die objektiviertere Seite eskamotieren würde), aber diese muss integrales Moment der Kritik des gesellschaftlichen Verhältnisses sein (vgl. Scholz 2005, Gruppe EXIT 2007).

Die wert-enspaltungskritische Theorie erhebt so über jede Engführung auf einzelne Felder hinaus den Anspruch einer umfassenden paradigmatischen Neuformulierung radikaler Gesellschaftskritik, die keineswegs abgeschlossen ist und gar nicht als abschließbar verstanden werden kann. Von Anfang an spielte dabei die Krisentheorie eine entscheidende Rolle. Die Wert-Abspaltungskritik versteht sich insofern nicht als ahistorische philologische Neuinterpretation, sondern als theoretischer Ausdruck einer am Ende des 20. Jahrhunderts in Sichtweite gerückten absoluten inneren Schranke des kapitalistischen Fetischverhältnisses; und zwar sowohl hinsichtlich seines politisch-ökonomischen Formzusammenhangs als auch hinsichtlich des geschlechtlichen Abspaltungsverhältnisses und der bürgerlichen Aufklärungsvernunft bzw. ihrer Derivate.

Gerade dieser krisentheoretische Aspekt ist es, der im Auseinandersetzungsfeld mit dem Rest- und Postmarxismus eine zentrale Rolle spielt. Dabei hat sich ein Gegensatz nicht nur zur „neueren Orthodoxie“ und zum Postoperaismus herausgebildet, sondern auch zu jener akademischen Reformulierung der Marxschen Theorie, die als „neue Marx-Lektüre“ firmiert und ebenfalls den Anspruch einer paradigmatischen Neuorientierung erhebt, die jedoch völlig anders gelagert ist. Das kommt mit besonderer Härte in der Krisentheorie zum Ausdruck, die samt

ihren Grundlagen und Voraussetzungen jeweils genau umgekehrt interpretiert wird. Explizit gilt dies vor allem für die in der Linken prominent gewordene Position von Michael Heinrich (2003, 2004).

Als Referenz taucht die „neue Marx-Lektüre“ gerade hinsichtlich der Krisentheorie auch bei den sogenannten „Antideutschen“ auf, die ihre Position weitgehend als „Adorno-Orthodoxie“ verstehen, wobei sie selber zum Verständnis der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie im Sinne der kategorialen Analyse keinerlei Neuinterpretation vorgelegt haben. Was bei ihnen als „antideutsche Wertkritik“ figuriert, bewegt sich allein im Bereich der ideologischen Verarbeitungen ohne Rekurs auf die objektivierte Seite der kapitalistischen Dynamik; und zwar mit Schlussfolgerungen, die als Affirmation der androzentrischen bürgerlichen Aufklärungsverunft den Kapitalismus letztlich zum „kleineren Übel“ gegenüber einer veräußerlichten Barbarei erklären.

Differenziert hat sich das Auseinandersetzungsfeld allerdings auch durch die Spaltung der Wertkritik selbst seit 2003/04. Nach heftigen Konflikten, die mit dem vollständigen Bruch endeten, ist ein Teil des ehemaligen wertkritischen Zusammenhangs um die Zeitschrift „Krisis“ und die Wiener „Streifzüge“ zu einer theoretisch regressiven Position übergegangen. Die Theorie der geschlechtlichen Abspaltung wurde teils ignoriert, teils offen abgelehnt, teils unter ein androzentrisch-universalistisches Verständnis der Wertvergesellschaftung einzugemeinden versucht. Verbunden ist diese Regression mit einer verkürzten „Praxisorientierung“, einer opportunistischen Anbietung an den linken Szene-Betrieb und einem Herunterbrechen der Wertkritik auf eine lebensreformerische seichte Alternativideologie, die das Problem der gesellschaftlichen Synthesis verfehlt und an die Stelle der theoretischen Weiterentwicklung getreten ist. Dabei wurde auch die Krisentheorie einschließlich der Arbeitskritik verflacht und phänomenologisch verkürzt.<sup>1</sup>

Es ist nun die gesellschaftliche Entwicklung selbst, die mit dem qualitativ neuen, säkularen Einbruch der Weltökonomie die Gegensätze in der Krisentheorie unabweisbar auf die Tagesordnung radikaler Kapitalismuskritik gesetzt hat. Nach ihrer ersten Formulierung Ende der 1980er Jahre erschien die wert-  
abspal-

1 Der Begriff „Krisis“ stellte schon im Titel der ursprünglichen Theoriezeitschrift das Selbstverständnis im Kontext eines historischen Umbruchs dar. Dieses Label wurde von den Vertretern der verkürzten Wertkritik durch einen vereinsformalistischen „Coup“ usurpiert. Das wäre bedeutungslos, würde nicht der ganze theoretische Neuansatz im weiteren Feld der Gesellschaftskritik rein formal weiterhin oft als „Krisis-Theorie“ bezeichnet, obwohl dieser Name nur noch Geschichte des ursprünglichen Projekts und die Weiterentwicklung der Wert-Abspaltungskritik seit 2004 hauptsächlich bei der neuen Theoriezeitschrift EXIT zu finden ist. Das hat auch etwas damit zu tun, dass die unoriginelle, praxeologisch reduzierte Wertkritik von Rest-„Krisis“ im Kongressbetrieb der Restlinken manchmal als „pflegeleichter“ Sparringspartner gern gesehen ist. Die theoretischen Grundsatzfragen und die damit verbundene inhaltliche Konfrontation lassen sich jedoch nicht aus der Welt schaffen und werden letztlich den Verlauf der Auseinandersetzung bestimmen, was sich allerdings auch in der Wahrnehmung des gesellschaftskritisch interessierten Publikums zunehmend niederschlägt.

tungskritische Krisentheorie vor allem in Form konkreter Analysen des realsozialistischen Zusammenbruchs (Kurz 1991) und der Geschichte der drei industriellen Revolutionen (Kurz 1999). Überfällig war und ist die Weiterentwicklung dieser Krisentheorie auf der Ebene der Marxschen kategorialen Bestimmungen des Kapitalverhältnisses in seiner historischen Dynamik. Ein erster Ansatz liegt dafür vor in einem Text zur Auseinandersetzung um den Begriff des relativen Mehrwerts (Ortlieb 2009). Dieser Aufgabe soll sich auch ein Buchprojekt stellen, das unter dem Titel „Tote Arbeit. Die Substanz des Kapitals und die Krisentheorie von Karl Marx“ bereits angekündigt wurde. Die Ausarbeitung hat sich nicht nur unter dem Druck aktueller Anforderungen und Auseinandersetzungen verzögert, sondern auch aus inhaltlichen Gründen. Es stellte sich heraus, dass die mit der kategorialen (und eben deshalb auch radikalen) Krisentheorie verbundenen begrifflichen, geschichtstheoretischen und epistemologischen Fragen nicht in einem einzigen Projekt unterzubringen sind. Oder wenn, dann nur um den Preis einer aufgeblähten Gesamtdarstellung, die den Zugang für ein Lesepublikum erschwert, das nicht mehr an die Entfaltung einer weitläufigen Theoriearchitektur gewöhnt ist.

Ein Kapitel des Buchprojekts „Tote Arbeit“ war dafür vorgesehen, den Stand der krisentheoretischen Reflexion im Rest- und Postmarxismus sowie die Auseinandersetzung um die neue wert-enspaltungskritische Krisentheorie seit Anfang der 1990er Jahre darzustellen. Dieses Kapitel hätte aber den Rahmen des Projekts gesprengt, weil dabei eine Vielzahl von Argumentationsmustern behandelt werden muss, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen erscheinen und zeigen, wie das Krisenproblem in der Wahrnehmung des „kritischen“ Bewusstseins gefiltert wird durch eingefleischte ideologische und theoretische Vorurteile, Einschätzungen der kapitalistischen Oberflächenbewegung bzw. entsprechender „Konjunkturen“ und ein obsoletes Grundverständnis von Geschichte und gesellschaftlicher Praxis. Dieses Verständnisraster umfasst das Krisenproblem wie eine Mauer, durch die man sich erst hindurchkämpfen muss, um zum Kern der kategorialen Analyse zu gelangen. Das entsprechende Kapitel der „Toten Arbeit“ liegt nun hier ausgekoppelt als separate Publikation unter dem Titel „Krise und Kritik“ vor. Es kann als eine *Propädeutik* zur Krisentheorie und zur kategorialen Kritik verstanden werden, die in 34 kurzen Kapiteln den aktuellen Stand der einschlägigen Reflexion im Licht der hereinbrechenden realen Weltwirtschaftskrise aufarbeitet.

## Einleitung

Das Jahr 2009 wird ebenso als markantes Datum in der Geschichte erscheinen wie das Jahr 1929. Ziemlich genau acht Jahrzehnte nach Beginn der ins kollektive Gedächtnis eingeschriebenen ökonomischen Katastrophe der Zwischenkriegszeit,

dem bislang größten Einbruch kapitalistischer Entwicklung, hat abermals eine Weltwirtschaftskrise begonnen. Deren weiterer Verlauf und die Konsequenzen sind zwar empirisch noch unabsehbar, aber sie wird auch in der offiziellen Wirtschafts- und Sozialwissenschaft bereits als historischer Einschnitt betrachtet; zumindest als großer Strukturbruch mit einem noch unbestimmten und umstrittenen Bedarf an politisch-ökonomischen Umwälzungen, die selbst aus der Perspektive eines rein affirmativen, auf bloße Reparaturmaßnahmen beschränkten Denkens das bisherige Verständnis hinter sich zu lassen haben. Obwohl der Krisenprozess auch auf der qualitativ neuen Stufe global ungleichmäßig verläuft und der erste steile Absturz nach staatlichen Mega-Eingriffen zunächst in eine eher stagnative Übergangsphase ausgebremst wurde, kann von einer Bewältigung der Ursachenkomplexe in der Reproduktion des Weltkapitals gar keine Rede sein. Deshalb ist der bange Vergleich mit den 1930er Jahren auch keineswegs zu weit hergeholt, sondern auf ahnungsvolle Weise der realen Lage adäquat.

In der historischen Zeit sind 80 Jahre eine kurze Spanne. Für das Erleben der zeitgenössischen Menschen dagegen scheint es sich um weit auseinanderfallende Epochen zu handeln. Die Weltwirtschaftskrise von 1929-33, die NS-Barbarei, der Zweite Weltkrieg und Auschwitz, das „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit, die neue Armut seit dessen Ende in den 1970er Jahren, der Zusammenbruch des „Realsozialismus“ Ende der 1980er Jahre und die seitherige postmoderne Globalisierung – dieser historische Gesamtprozess bildet für die darin ungleichzeitig Geborenen auf ganz verschiedene Weise „unmittelbar“ wahrgenommene Verhältnisse von Vergangenheit und Gegenwart. Es leben aber auch noch Menschen, die schon die frühere große Weltwirtschaftskrise als Kinder mitgemacht haben und denen jetzt im hohen Alter die Wiederkehr des ökonomischen Weltbebens begegnet. Wenn der Epochen übergreifende Gesamtprozess nicht weiter reicht als die Lebenszeit einzelner Menschen, dann sind die Epochen auch nicht mehr das, was sie einmal waren.

32

Die beiden Pole der Weltwirtschaftskrisen von 1929 und 2009 liegen in der historischen Zeit so dicht nebeneinander, dass sie aus deren Perspektive womöglich als kapitalistische Gesamtkatastrophe erscheinen werden, in der jener „kurze Sommer“ der Nachkriegsprosperität nur den Status einer Fußnote hat. Obwohl es in der aktuellen Augenblickswahrnehmung derzeit noch nicht sichtbar ist, könnte sich das Drama der großen Zwischenkriegskrise als Vorstufe eines Krisenprozesses neuer Qualität erweisen, wie er nach der Inkubationszeit von Zweitem Weltkrieg und „Wirtschaftswunder“ seit dem Ende des 20. Jahrhunderts auf einer weitaus höheren Stufe der negativen Weltvergesellschaftung begonnen hat und deshalb über einen entsprechend dichteren globalen Verkettungszusammenhang auch einen tieferen Einschnitt in einer anderen Dimension markiert, der keine tragfähige Erneuerung und Fortsetzung des globalen Verwertungsprozesses mehr erlaubt.

In dieser Situation stellt sich die Frage nach dem Schicksal der Marxschen kritischen Theorie des Kapitalismus und ihrer Epigonen nicht mehr auf einer bloß philologischen Ebene der Interpretation. Eine marxologische „Insektenforschung“, die nichts klärt, weil sie keine brennenden gesellschaftlichen Fragen aufwirft und auf nichts hinaus will, kann nicht mehr ernst genommen werden.<sup>2</sup> Die Zeit einer gesellschaftlich-historisch inhaltsfreien Begriffsakrobatik ist ebenso vorbei wie umgekehrt die einer begriffslosen positivistischen Erbsenzählerei, die sich einbildet, zusammenhanglose „Fakten“ gegen die kategorialen Bestimmungen ausspielen zu können. Nicht der tendenziell theoriefeindliche Praktizismus von Demonstrationstouristen, politizistischen Menschenfischern und Volkstümlern der „Idiotie des Alltagslebens“ ist die Alternative, sondern eine theoretische Auseinandersetzung um die „konkrete Totalität“ (vgl. dazu genauer Scholz 2009) auf der Höhe des 21. Jahrhunderts, von der die realen gesellschaftlichen Erscheinungen auf den Begriff gebracht werden und die eine Voraussetzung bildet, um die radikale praktische Kritik der kapitalistischen Fetischverhältnisse in einer sozialen Gegenbewegung erneuern zu können.<sup>3</sup>

- 2 Damit ist nicht gemeint, dass die philologische Erschließung der Marxschen Textmasse bedeutungslos wäre. Der philologische Aspekt muss jedoch in den Rahmen einer konkreten Analyse der gesellschaftlichen Entwicklung gestellt werden. Dieser Zusammenhang ist, wie im folgenden deutlich wird, weitgehend verloren gegangen. Was heute als linke Theorie betrieben wird, fällt auseinander in „reine“ Marx-Philologie einerseits und soziologisch-ökonomische Oberflächenanalysen ohne kategoriale Rückbindung andererseits. Auf diese Weise ist der dialektische Anspruch der Marxschen Theorie nicht einzulösen.
- 3 Auf höherer Stufenleiter der Entwicklung haben wir es mit einer ähnlichen Situation zu tun, wie sie Karl Korsch Anfang der 1920er Jahre in seiner Untersuchung über „Marxismus und Philosophie“ (1923) für den damaligen Arbeiterbewegungsmarxismus formuliert hat. Korsch unternahm es dabei, die historisch-kritische Marxsche Theorie auf die Entwicklung des Marxismus selbst anzuwenden. Er stellte den Marxismus der 2. Internationale mit seinen Konflikten (Orthodoxie und Revisionismus) in den Rahmen der kapitalistischen Gesellschaftsgeschichte und zeigte, dass in diesem Prozess ein Bruch herangereift war, der zu einer neuen Bestimmung des revolutionären Charakters dieser Theorie führen musste. Aus heutiger Sicht handelte es sich um einen Einschnitt, der die Epoche der beiden Weltkriege sowie der Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit umgreift und in dem der Arbeiterbewegungsmarxismus insgesamt (einschließlich des darin noch befangenen Denkens von Korsch selbst) an seine historischen Grenzen stoßen musste. In der Nachkriegsgeschichte bildeten die Epochen des kurzlebigen „Wirtschaftswunders“ und später der postmodernen Verschuldungs- und Finanzblasen-Ökonomie eine scheinbare Stabilisierung des Kapitalismus, die in mancher Hinsicht analoge Züge zur Epoche vor dem Ersten Weltkrieg aufweist. Wie sich damals der klassische Arbeiterbewegungsmarxismus herausgebildet hat, auf dem Boden des Kapitalismus stagnierte und dann von der Krisenentwicklung überrollt wurde, so konnten sich seine Derivate und Auslaufmodelle seit den 1960er Jahren in der scheinbar ungebrochenen und übermächtigen kapitalistischen Nachkriegsentwicklung weiterschleppen und werden heute vom neuen historischen Kriseneinbruch ebenso überrollt. Zwar gab es in der sogenannten Neuen Linken ursprünglich durchaus Ansätze einer Weiterentwicklung, die ihre Impulse vor allem von der Kritischen Theorie (Theodor W. Adorno, Alfred Schmidt) bezogen. Diese Ansätze wurden jedoch im Mainstream der Linken von den traditionellen Paradigmen aufgesaugt und erst mit dem Einsatz der wert-enspaltungskritischen Theoriebildung in veränderter Weise wieder aufgegriffen. Das Postulat einer Erneuerung und Weiterentwicklung der Marxschen Theorie erfordert jetzt aber im Unterschied zu Korsch nicht mehr eine Reformulierung der arbeitsontologisch begründeten und klassensoziologisch sowie „geschlechtsfetischistisch“ verkürzten „proletarischen Revolution“,

Gefordert ist also eine theoretische Bestimmung und Erklärung des neuen globalen Krisenkapitalismus, an der sich die bisherigen Interpretationsmuster zu bewähren haben. Bekanntlich hat die hier vertretene wert-enspaltungskritische Theoriebildung schon vor mehr als 20 Jahren die These einer historisch in Sichtweite rückenden absoluten inneren Schranke der Verwertung in der dritten industriellen Revolution der Mikroelektronik entwickelt und zu begründen versucht. Die Auseinandersetzung darüber hat in den 1990er Jahren zwar eine gewisse Rolle gespielt und bestimmte Momente der neuen Theoriebildung sind in die gesellschaftskritischen Diskurse eingesickert. Aber gerade von den Wortführern der älteren linken Strömungen und Schulen ist die Diskussion meistens nur widerstrebend und möglichst beiläufig geführt worden; und immer mit der Absicht, diese als ebenso fremd wie mit dem gewöhnlichen „Links-Sein“ inkompatibel erlebte theoretische Neuformulierung der Marxschen Krisentheorie wenn nicht totzuschweigen (was zuerst versucht wurde), so doch aus dem „kapitalismuskritischen“ Diskurs hinauszuerwerfen. Für die Mehrheit der traditionell oder postmodern orientierten Linken galt sie just kurz vor dem neuen großen Kriseneinbruch fast schon als erledigt.

Dieser Sachverhalt ist selber erklärungsbedürftig. Er verweist auf den Status der Marxismen in der Geschichte des Kapitalismus. Entscheidend ist dabei zum einen das Problem des Wahrnehmungshorizonts und dessen Reichweite. Es fragt sich, ob und inwiefern die Interpretationen der Marxschen Theorie sich auf die Dimension der historischen Zeit in der kapitalistischen Gesamtentwicklung beziehen konnten, oder ob und inwiefern sie im Binnenprozess der jeweiligen Entwicklungs- und Ereignisgeschichte mit verkürztem Zeithorizont hängen geblieben sind. Zum andern ist dieses Wahrnehmungsproblem vermittelt mit dem Verständnis des Verhältnisses von Krise und Kritik, das sich als kapitalistische Subjekt-Objekt-Dialektik darstellt und (gerade auch in der bürgerlichen Soziologie) als Dualismus von Struktur- und Handlungstheorie erscheint. Schon Ende der 1920er Jahre planten Bertolt Brecht und Walter Benjamin die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel „Krisis und Kritik“, die dann nicht mehr zustande gekommen ist. Das mit diesem Titel angesprochene Problem hat die von der Marxschen Theorie inspirierte Linke bis heute nicht losgelassen.

Dieser Zusammenhang soll im folgenden nicht erschöpfend behandelt, sondern an der seit den 1990er Jahren geführten Auseinandersetzung um die neue radikale Krisentheorie der Wert-Abspaltungskritik sowie der linken Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der neuen Weltwirtschaftskrise dargestellt werden. Jetzt erst kommt es in dieser Hinsicht angesichts der realen Entwicklung einer „reifer“ gewordenen Weltwirtschaftskrise der dritten industriellen Revolution

sondern die „kategoriale Kritik“ der klassenübergreifenden basalen Fetischformen einschließlich des geschlechtlichen Abspaltungsverhältnisses und der bürgerlichen Vernunft selbst; eine Kritik, die sich nicht mehr auf das Parallelogramm von „Kräfteverhältnissen“ in dieser Formhülle reduzieren lässt. Damit stellt sich die von Korsch vor fast 90 Jahren aufgeworfene Fragestellung in völlig neuer Weise. Dieser Anspruch wird vom restlinken Mainstream als unerträglich erlebt.

zum Treffen. Deshalb ist es angebracht, den in zwei Jahrzehnten angesammelten Kanon von Argumentationsfiguren gegen diese Position in einem Überblick ideologiekritisch zu durchleuchten und dabei auch kenntlich zu machen, wie in der heutigen Linken nur noch die Ruinen der alten marxistischen Debatte zur Akkumulations- und Krisentheorie aufzufinden sind <sup>4</sup>. Das ist eine Voraussetzung, um das neue krisentheoretische Instrumentarium zu schärfen und weiterzuentwickeln.

Eine gewisse Bedeutung hat dabei auch die historische Zeit im engeren Horizont der linken theoretischen Diskurse seit dem Epochenbruch von 1989, dessen Fortsetzung auf der Weltmarktebene wir gerade erleben. Die heute mit Diplomarbeiten befasste oder überhaupt erst ins Erwachsenenalter eintretende Generation kennt die Auseinandersetzungen über die radikale Krisentheorie in den 1990er Jahren und um die Jahrhundertwende, die Beweisführungen und Polemiken schon größtenteils nicht mehr, mit denen damals gearbeitet wurde. Umso notwendiger erscheint es, diese jüngere Debattengeschichte ins Bewusstsein zu heben, weil auf diese Weise der Charakter von eingeschliffenen Denkweisen im Verständnis des Kapitalismus und seiner Krisenpotenz ebenso deutlich wird wie das Wesen der theoretischen Gegensätze<sup>5</sup>. Das Unerledigte verlangt sein Recht, und niemand kann so tun, als gäbe es den ungewollten und unliebsamen diskursiven Vorlauf nicht, der durch die reale Entwicklung in ein neues Licht getaucht wird.

Vielleicht möchten die Gegner der radikalen Krisentheorie gegenwärtig nicht so gern an manches erinnert werden, was sie dagegen vorgebracht haben, obwohl sie sich angesichts der veränderten Situation leichtfüßig darüber hinwegzusetzen versuchen. Es ist übrigens bezeichnend, dass Teile der Linken in demselben Maße, wie sich in der zweiten Phase des Epochenbruchs seit 1989 die Härte der kapitalistischen Konstitution mit neuer Qualität geltend macht, den Diskurs auf „Weichheit“ trimmen wollen. Die postmoderne falsche Höflichkeit des Umgangs

4 Diese Kennzeichnung bezieht sich vor allem auf die kategoriale Ebene der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie, wie sich im folgenden genauer zeigen wird. Krisentheoretische Ansätze wie etwa derjenige der sogenannten Regulationstheorie haben diese Ebene längst gekappt und setzen die kapitalistischen Daseinsformen genauso voraus wie die bürgerliche VWL (zur Kritik vgl. Kurz 2005, 423 – 452, vgl. auch Kap. 16).

5 Die Formulierung dieser Gegensätze hat keinen kohärenten Diskurshintergrund mehr und kann sich daher nicht auf ein allgemeines Verständnis der Marxschen Theorie wie noch in den 1970er Jahren beziehen. Die jüngere Generation der an emanzipatorischer Gesellschaftskritik Interessierten, die sich heute im Auseinandersetzungsfeld orientieren will, hat dieses entweder ohne lebensgeschichtliche Kenntnis seiner Topographie als Trümmerlandschaft der Marxismen vor sich und/oder ist individuell in disparaten Strömungs- und Gruppendiskursen sozialisiert, die lange Zeit nebeneinander hergelaufen sind. Das erschwert den Zugang zu den zentralen theoretischen Problemen und erlaubt keine unmittelbar und selbstverständlich an eine (erst langsam wieder einsetzende) Marx-Lektüre anschließende Darstellung, da weitgehend die Voraussetzungen fehlen. Gerade deshalb sollte festgehalten werden, dass es nicht um einen identitären Abgrenzungskampf oder einen „Streit um Kaisers Bart“ geht, sondern um theoretische Grundfragen im Verständnis der historischen Situation, ohne deren Klärung auch die sogenannte Praxis der Kapitalismuskritik nicht mehr viel wert ist.

soll qua „diskurspolitischer“ Etikette der Polemik einen Riegel vorschieben. Dass die Auseinandersetzung um die radikale Krisentheorie von Anfang an mit ideologischen Invektiven (im Mittelpunkt stand der Vorwurf des „Objektivismus“ oder „Ökonomismus“), mit intellektuellen Fouls und sogar persönlichen Denunziationen gespickt war, soll möglichst keine Rolle mehr spielen.

Die Propaganda einer „Vielfalt der Ansätze“<sup>6</sup> ist selber noch der postmodernen Aufweichung, Verwässerung oder schlichten Ignoranz von kategorialen Realbestimmungen geschuldet, die viel mit der nunmehr an ihr Ende gekommenen Virtualisierung des Verwertungsprozesses in der sogenannten neoliberalen Ära zu tun hat. Das Problem der negativen Objektivität von Fetischverhältnissen, das gerade durch die darin eingeschlossene Subjektivität nicht nur selbst erzeugt und reproduziert wird, sondern eine in diesem gesellschaftlichen Formzusammenhang unbeherrschbare destruktive Dynamik hervorreibt, konnte in der Zeit des Finanzblasen-Glücksrittertums einer real schon an den Rand der Prekarisierung gedrängten akademischen Mittelschicht erfolgreich verdrängt bleiben. Das schlug sich auch in den linken Diskursen nieder. Der Arbeiterbewegungsmarxismus wurde nicht überwunden, sondern in disparate Momente aufgelöst und subjektivistisch oder mystifikatorisch im Sinne einer Mittelschichts-Ideologie<sup>7</sup> umgedeutet.

Damit ist jetzt Schluss. Die neue Härte der Verhältnisse verlangt eine neue Härte und Bestimmtheit der Auseinandersetzung, die sich dieser negativen Objektivität stellt. Eine Flucht in die postmoderne notorische Unverbindlichkeit eines auch theoretischen „Laissez faire“ ist nicht mehr möglich, weil sich die theoretischen und analytischen Fragen als Existenzfragen stellen. Intellektuell in vollem Umfang realisieren wird das wahrscheinlich erst die nächste ins gesellschaftliche Bewusstsein eintretende Generation, die vom fordistischen Speck

36

6 Dabei wird die unbezweifelbare soziologische Ausdifferenzierung im Zuge der Finanzblasen-Ökonomie und Globalisierung, die keine Bestimmung eines homogenen „Klassensubjekts“ mehr erlaubt, nur positivistisch in ihrem Sosein wahrgenommen, ohne diese „Differenzen“ (auch hinsichtlich der ideologischen Verarbeitungsmuster, etwa entlang ethnischer oder postreligiöser Trennlinien) auf den übergreifenden kategorialen Zusammenhang der kapitalistischen Konstitution und ihrer inneren Dynamik zu beziehen. Im Postoperatismus ist an die Stelle dieses dialektischen Zusammenhangs die leere ontologische Bestimmung der „Multitude“ getreten, unter die oberflächlich „bunte“ soziale Lagen und Konkurrenzpositionen subsumiert und zum imaginären Meta-Subjekt aufgeblasen werden.

7 In demselben Maße, wie der positiv ontologisierende Bezug auf die „Arbeit“ und die „wertschöpfende Arbeiterklasse“ durch die kapitalistische Entwicklung selber obsolet wird, verwandelt sich das Paradigma des „Klassenkampfes“ unter der Hand in ein ideologisches Rückzugsgefecht von Mittelschichts-Interessen (etwa durch die Affirmation einer „immateriellen Wissens-Arbeit“), wobei die marginalisierten neuen Unterschichten eher als Manövriermasse erscheinen. Obwohl der Zusammenhang von „Arbeit“ und realer Mehrwertproduktion zerrissen ist, wird der alte „Kampf um Anerkennung“ der Arbeiterbewegung auf dem Boden der Kapitalverwertung rein formal auf die „Wissensproduzenten“ der zunehmend prekarierten neuen Mittelschichten übertragen, statt die kategoriale Kritik des zugrunde liegenden, sozial übergreifenden kapitalistischen Formzusammenhangs ins Auge zu fassen.

der Nachkriegsprosperität endgültig nichts mehr abbekommt und die sich auch keine Flipper-Illusionen mehr machen kann.

## 1. Die Krisentheorie in der Geschichte des Marxismus

Um die Situation hinsichtlich der Krisentheorie begreifen zu können, ist wenigstens ein kurzer Blick auf die marxistische Geschichte erforderlich. Es fällt sofort auf, dass die Hochzeit der Debatten über die Marxsche Akkumulations- und Krisentheorie in die Epoche vor den eigentlichen großen Kriseneinbrüchen fällt. Als klassisch können die Auseinandersetzungen um den Bernsteinschen Revisionismus und die „Zusammenbruchstheorien“ von Rosa Luxemburg noch vor dem Ersten Weltkrieg sowie von Henryk Grossmann Ende der 1920er Jahre bezeichnet werden. Der weitaus überwiegende Teil des Arbeiterbewegungsmarxismus sowohl der sozialdemokratischen als auch der leninistischen und ebenso der links- oder rätekommunistischen Linie wies den Gedanken einer objektiven inneren Schranke der Kapitalverwertung grundsätzlich zurück. Es schien so, als würde damit dem ontologischen Subjekt der Arbeiterklasse die Handlungskompetenz abgesprochen, wie im weiteren noch genauer auszuführen ist.

Eduard Bernstein erfand eine in den marxistischen Debatten bis zu seiner Zeit überhaupt nicht vorliegende „Zusammenbruchstheorie“ (er stützte sich dabei lediglich auf Halbsätze aus den Protokollen sozialdemokratischer Kongresse), um seine reformistische Strategie handlungstheoretisch zu rechtfertigen. Erst Rosa Luxemburg versuchte in ihrem Buch „Die Akkumulation des Kapitals“ (1912), die Theorie einer objektiven inneren Schranke des Kapitals zu entwerfen. Diese sieht sie jedoch allein in der letztendlich mangelnden Möglichkeit zur „Realisierung“ des Mehrwerts in der Zirkulationssphäre, während die Produktion des Mehrwerts an sich unerschöpflich sein soll. Grossmann dagegen geht in seinem Werk „Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems“ (1929) zwar von der Mehrwertproduktion aus; diese soll jedoch nicht hinsichtlich weiterer Kapitalakkumulation überhaupt an Grenzen stoßen, sondern nur hinsichtlich einer ausreichenden Revenue für den Konsum der Kapitalistenklasse.

Nachdem es seitens aller marxistischen Fraktionen heftige Kritik gehagelt hatte, beteuerten sowohl Luxemburg als auch Grossmann, es handle sich bei ihrer Reflexion lediglich um „theoretische Fiktionen“ in Bezug auf eine allgemeine Tendenz; das wirkliche „Ende“ des Kapitalismus werde allein durch den „politischen Willen“ der Arbeiterbewegung herbeigeführt. In der Kritik und Antikritik wurde der Begriff des „Zusammenbruchs“ schließlich generell auf die revolutionäre (oder auch reformerische) Aktion reduziert, während die akkumulationstheoretische Begründung in den Hintergrund rückte (zur ausführlichen kritischen Auseinandersetzung mit dieser historischen Debatte vgl. Kurz 2005 a sowie Kap. 7-9 dieses Buches).

Diese klassische krisentheoretische Auseinandersetzung im Arbeiterbewegungsmarxismus wurde von der Weltwirtschaftskrise, der NS-Barbarei und dem Zweiten Weltkrieg verschlungen. Nach 1945 lebte sie zwar in abgeschwächter Form wieder auf, aber die Theorie einer objektiven inneren Schranke galt als widerlegt und wurde nicht mehr thematisiert. Die Akkumulationstheorie löste sich von einer zugespitzten Krisentheorie ab, nicht zuletzt natürlich unter dem Eindruck der einsetzenden Nachkriegsprosperität. Die Widersprüche der Akkumulationsbewegung wurden theoretisch auf bloße Verlaufsformen eines an sich unerschöpflichen Prozesses reduziert. Ende der 1950er Jahre schrieb Paul Mattick, einer der exponiertesten Vertreter des alten Linkskommunismus und der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie: „Trotz dazwischenliegender Depressionsperioden erreicht jeder Aufschwung der kapitalistischen Produktion einen höheren Punkt und eine weitere Ausdehnung als der vorangegangene... Das Kapital entwickelt sich nach der Methode >drei Schritte vorwärts, zwei zurück<. Aber diese Gangart hindert nicht den allgemeinen Fortschritt, sondern verlangsamt ihn nur...; wenn wir die kapitalistische Entwicklung als einen kontinuierlichen und stetigen Prozess betrachten, erscheint ihr Tempo als maßvoll“ (Mattick 1974/1959).

Das Krisenproblem verfiel einer weitgehenden Subsumierung unter die „ewige“ zyklische Bewegung oder „immer wiederkehrende“ Strukturbrüche. Ohnehin hatte sich der Schwerpunkt der Theoriebildung im Kontext des „westlichen Marxismus“ zunehmend auf die Subjekt- und Handlungstheorie verlagert, während die objektiviertere Seite der kapitalistischen Entwicklung geradezu gegenstandslos zu werden schien (zur Kritik dieser einseitigen Tendenz vgl. Kurz 2007). Diese Wende war freilich eher einem Notstand geschuldet, nämlich der akademischen Entkoppelung marxistischer Theorie vom Bezugsfeld der Arbeiterbewegung, die nach der Niederlage gegen NS und Faschismus in der Nachkriegsgeschichte ihre längst angelegte kapitalistische Institutionalisierung vollenden sollte.

Auch in der Neuen Linken der 1968er-Bewegung, die sich noch stärker handlungs- bzw. positiv subjekttheoretisch orientierte, stand die Krisentheorie nicht mehr im Mittelpunkt, obwohl diese Thematik im Zusammenhang mit dem Auslaufen der fordistischen Prosperität und den (noch relativ moderaten) Krisenerscheinungen in den 1970er Jahren weiterhin eine gewisse Rolle spielte und nicht völlig aus dem Blickfeld verschwand.<sup>8</sup> Aber das waren nur Nachhutgefechte der überlieferten krisentheoretischen Auseinandersetzung. Es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, die unabgeschlossene Krisentheorie, wie sie sich in den nicht völlig ausgearbeiteten Marxschen Fragmenten findet, begrifflich und ana-

8 Symptomatisch für die relative Marginalisierung der Krisentheorie schon im Neomarxismus seit den 1960er Jahren war es, dass zum hundertsten Jahrestag der ersten Auflage des „Kapital“ (erster Band) bei Suhrkamp unter dem Titel „Folgen einer Theorie. Essays über >Das Kapital< von Karl Marx“ (Hofmann, Mohl u.a. 1967) eine Aufsatzsammlung erschien, in der kein einziger expliziter Beitrag zur Krisenthematik enthalten war. Im Vordergrund standen philosophische und soziologische Erörterungen.

lytisch zu vereinheitlichen. Die Inkohärenz der verschiedenen krisentheoretischen Momente blieb auch bei den neo-orthodoxen Ansätzen einer „Rekonstruktion“ der Marxschen Theorie aus der allmählich erschlossenen Textmasse seit den 1970er Jahren bestehen, zumal die Krisenthematik kein entscheidendes Gewicht mehr hatte.

Gerade die Auseinandersetzung um die Krisen- und Zusammenbruchstheorie war aber der neuralgische Punkt gewesen, an dem sich der innere Widerspruch des Kapitalverhältnisses als innerer Widerspruch des Marxismus reproduziert hatte. Wie in einem Brennglas kam hier die unaufgelöste Polarität von soziologischem Klassenstandpunkt und sozial übergreifendem Fetischverhältnis, von kapitalistisch konstituiertem Subjekt und negativer Objektivität ebenso zum Vorschein wie der Gegensatz von abstrakter Arbeit und Arbeitsontologie. Dieser Zusammenhang mit der gescheiterten Krisentheorie blieb dem neomarxistischen Diskurs der Neuen Linken grundsätzlich fremd. Da weder das fetischistische Konstitutionsverhältnis der Moderne noch die Arbeitsontologie in den Fokus der Kritik rückten, sondern bestenfalls oberflächlich tangiert wurden, konnte das Resultat eben auch nur in einer matten Neuinszenierung der längst abgeschliffenen alten Argumentationsstrukturen bestehen. Hatte aber die klassische Auseinandersetzung um die „Zusammenbruchstheorie“ wenigstens indirekt das Problem der historischen Zeit, also der langfristigen Entwicklungstendenzen, im Auge gehabt, so verfiel die subjekt- und handlungstheoretische Wende zunehmend einem verkürzten Zeithorizont der falschen Unmittelbarkeit und damit einer positivistischen Wahrnehmung.

Auch die neo-orthodoxe philologische „Rekonstruktion“ verpuffte zusehends, als sich damit keine akademische Karriere mehr einfädeln ließ. Ohnehin bestand der Grundimpuls der 1968er-Bewegung ja eher in einer verkürzt praxeologischen und politizistischen Ausrichtung.<sup>9</sup> Als die noch einmal versuchte agitatorische

9 Der Begriff „Praxeologie“ wurde zuerst von dem französischen Soziologen Alfred Espinas im 19. Jhd. geprägt und bezeichnet eine allgemeine Theorie des menschlichen Handelns. Er kann als Synonym der soziologischen Handlungstheorie betrachtet werden. Dabei ist eine Tendenz angelegt, das Handeln nur in seiner Unmittelbarkeit zu verstehen, d.h. von seiner historischen Formbestimmung und fetischistischen Verfasstheit abzusehen. Deshalb hat der „praxeologische“ Ansatz auch in der subjektivistischen Volkswirtschaftslehre (so besonders deutlich bei Ludwig von Mises) große Bedeutung. In das marxistische Denken ging er durch das Label „Philosophie der Praxis“ (Gramsci, Bloch) ein. Auch dabei werden die objektivierten Formverhältnisse und deren Fetischcharakter weitgehend durch einen ebenso allgemeinen wie diffusen Praxisbegriff in den Hintergrund gerückt. Das schillernde „praxeologische“ oder „handlungstheoretisch“ verkürzte Verständnis sozialer Verhältnisse hat (wie schon angedeutet und wie noch weiter auszuführen) in der Linken eine lange Karriere hinter sich. Es dient immer dazu, dem bloß immanenten, kapitalistisch konstituierten Handeln an sich schon eine transzendierende Tendenz anzudichten. Hier ist zunächst die Kennzeichnung „praxeologisch“ als Fesselung der Theorie an ein unmittelbares immanentes Handlungsobjekt (Klasse, Partei, Gewerkschaft, Bewegung, kleinbürgerliche Alternativökonomie etc.) gemeint. Schon in diesem Sinne ist die Wert-Abspaltungskritik als radikale Kritik der historischen Konstitution und Präformierung des Handelns auch radikal anti-„praxeologisch“, was nicht heißt, dass das Handeln „in“ der kapitalistischen Hülle abstrakt negiert

Vermittlung mit dem An-sich-Subjekt der „Arbeiterklasse“ schon in den 1970er Jahren kläglich in die Hose ging, wurde dieses Scheitern ebenso wenig kritisch aufgearbeitet wie ein Jahrzehnt später der Zusammenbruch des östlichen Staatssozialismus. Da man sich stattdessen auf die Suche nach Surrogaten des politizistischen unmittelbaren Praxisbezugs machte, wurden die Restbestände der Akkumulations- und Krisentheorie vorwiegend für deren Legitimation ausgeschlachtet.

Seit den 1980er Jahren hat sich die Niedergangs- und Zerfallsgeschichte des Marxismus vollendet. Dabei spielte die mangelnde Vermittlung mit der unaufgelöst gebliebenen Krisentheorie eine entscheidende Rolle. Zwar bildete natürlich die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie immer noch einen Hintergrund der linken gesellschaftstheoretischen Debatten, der aber immer mehr verblassen sollte. Zwischen den Auseinandersetzungen des klassischen Arbeiterbewegungsmarxismus zur Akkumulations-, Krisen- oder Zusammenbruchstheorie und den neomarxistischen Rezeptionsweisen der Kritik der politischen Ökonomie in den 1960er und 1970er Jahren hatte es noch eine klar erkennbare Kontinuität gegeben. Der Bruch bestand damals eben nicht in einer Transformation der theoretischen Inhalte, obwohl die Krisenproblematik aus dem Fokus gerückt war, sondern im zäh sich hinziehenden Verlust des Bezugsfelds von „Arbeiterklasse“ und Arbeiterbewegung. Der Zusammenhang dieses Verfalls der „Klassenbasis“ mit einem sich anbahnenden historischen Krisenprozess neuer Qualität war gänzlich unreflektiert geblieben. Er stellt sich heute dar als Verfall der marxistischen Arbeitsontologie, die mit einem Verfall der „Arbeitssubstanz“ des Kapitals selbst einher geht und eine gemeinsame innere Schranke von „Arbeitsmarxismus“ und Kapitalverwertung markiert.

In den 1980er Jahren zerriss folgerichtig auch das theoretische Kontinuum des Marxismus. Was den Mainstream der linken Konjunkturen angeht, so gähnt zwischen dem Auslaufen des 1970er-Jahre-Marxismus und dem in den letzten Jahren zaghaft aufkeimenden Bedürfnis nach Neurezeption und Reformulierung der Kritik der politischen Ökonomie ein schwarzes Loch. In diese Lücke fällt bekanntlich die Diskurshegemonie des Postmodernismus in der Linken.

Dieses Feld war gänzlich ungeeignet für eine wie immer geartete Fortsetzung der Debatte um die Marxsche Kapital- und Krisentheorie. Der postmoderne Durchgang, der in vieler Hinsicht auch große Teile der Restlinken im akademischen und politischen Betrieb erfasste, vollendete die Abkoppelung vom Reflexionsniveau des Arbeiterbewegungsmarxismus, die sich schon seit den 1960er Jahren angedeutet hatte. In demselben Maße, wie der postmoderne Diskurs mit einem unzureichend begründeten Verweis auf den „Ökonomismus“ der partei-

wird. Aber der Handlungsimperativ kann nicht die Kritik in diese Hülle einbannen, wie es im Arbeiterbewegungsmarxismus der Fall war. In den rest- bzw. postmarxistischen Strömungen wird die praxeologische Reduktion sogar noch forciert, indem die jeweiligen sozialen, politischen und „zeitgeistigen“ Konjunkturen sowie die kapitalistische Oberflächenentwicklung als Maßstab und begrenzendes Bezugsfeld der Reflexion erscheinen.

marxistischen Dogmatik den inneren Zusammenhang der kategorialen Kapitalanalyse überhaupt entsorgte, war natürlich kein Platz mehr für die Akkumulations- und Krisentheorie; und zwar in mehrfacher Hinsicht.

Erstens wurde die ungeklärte Subjekt-Objekt-Dialektik über die einschlägige Tendenz des „westlichen Marxismus“ und der 1968er-Bewegung hinaus eingeebnet und mehr oder weniger deutlich, aber insgesamt überwiegend auf die subjektive, handlungstheoretische (oder eben „praxeologische“) Ebene reduziert. Dabei ging es aber nicht mehr um das emphatische Verständnis eines autonomen Denk- und Handlungssubjekts, das zum Selbstbewusstsein kommen sollte, sondern um einen „strukturalen“ Subjektbegriff, der die Handlungsträger in eine ewig sich wandelnde Agglomeration von sozialen „Kräfteverhältnissen“ und Machtstrukturen einbannte. Dieses Denken bezog sich hauptsächlich auf die Metamorphose von institutionellen „Verdichtungen“ des sozialen Kräfteparallelogramms in kapitalistischen Binnenverhältnissen, die mit der kategorialen Ebene der kapitalistischen Daseinsbedingungen weitgehend unvermittelt blieb.

Zweitens erfuhren die politisch-ökonomischen Kategorien in unterschiedlichem Ausmaß, aber quer durch das linke Spektrum deutlich erkennbar, eine kulturalistische und ästhetisierende Umdeutung; es ging zunehmend eher um „Stile“ der Reproduktion, die erst recht in keinem systematischen Verhältnis mehr zu den nur noch verschwommen und marginal thematisierten kategorialen Bestimmungen der Marxschen Theorie standen.

Drittens löste sich für dieses Denken das Kapitalverhältnis positivistisch in die „Singularitäten und Ensembles“ (Foucault) partikularer Machtbewegungen und demzufolge die Kapitalismuskritik in ebenso partikuläre „lokale Kritiken“ (Foucault) auf (vgl. zur Kritik dieser Reduktionen Kurz 2007). Damit schien die Akkumulations- und Krisentheorie endgültig gegenstandslos zu werden.<sup>10</sup>

Soweit sich der linke Diskurs nicht gänzlich in die Foucaultsche Machtontologie mit ihren Nietzsche- und Heidegger-Bezügen verflüchtigte, machte sich der Verfall der Marxschen kategorialen Bestimmungen natürlich gerade in den Strömungen bemerkbar, die ihren verdünnten Restbezug auf das unüberwunden liegende Paradigma des traditionellen Marxismus am meisten durch das postmoderne Denken überformten. Das gilt ganz besonders für den sogenannten Postoperaismus Negrischer Prägung, der bis heute in den globalisierungskritischen Bewegungen einflussreich ist. Der Krisenbegriff konnte hier

10 Fast genau 40 Jahre nach dem Jubiläums-Sammelband zum hundertsten Jahrestag der Erstausgabe des „Kapital“ erschien abermals ein resümierender Sammelband zur Kapitallektüre (Hoff/Petrioli/Stütze/Wolf 2006), in dem die Krisentheorie ebensowenig zur Sprache kommt wie damals, obwohl das Problem inzwischen außerhalb des akademischen Restmarxismus von der Wert-Abspaltungskritik zu einem wesentlichen Gegenstand gemacht worden ist. Dieser neue Ansatz erscheint jedoch ausgerechnet unter dem Titel „Das Kapital neu lesen“ nur marginal und pejorativ hinsichtlich methodologischer Einschätzungen, während die radikale Krisentheorie komplett totgeschwiegen wird. Die Ausblendung der Krisentheorie hat hier also ihre sozusagen naive Unschuld von 1967 verloren.

nur deshalb ein gespenstisches postmarxistisches Nachleben führen, weil er aus seiner Verankerung in der kapitalistischen Fetisch-Konstitution gerissen und im Rahmen des Postmodernismus bis zur Unkenntlichkeit subjektivistisch umgedeutet wurde (vgl. dazu ausführlich Kap. 9).

Überlebt haben in dieser Zeit des theoretischen „schwarzen Lochs“ zwar auch andere rest- und postmarxistische Gruppen, Strömungen und Schulen, in deren Denken die insgesamt zunehmend randständige Marxsche Theorie weiterhin und jedenfalls mehr als im Postoperaismus die zentrale Referenz zu sein scheint. Aber gerade in den Publikationen von dieser Seite springt das weitgehende Fehlen einer auch nur ansatzweise ausgearbeiteten Krisentheorie ins Auge. Das ist der auffallendste Unterschied zur theoretischen Auseinandersetzung im Feld des Arbeiterbewegungsmarxismus und auch noch seiner neomarxistischen Auslaufgeschichte, der darauf hindeutet, dass die Ansätze einer kritischen Aufarbeitung ganz äußerlich geblieben und in eine falsche Richtung gegangen sind. Statt die Inkohärenz der marxistischen Krisentheorien zu überwinden, wurde die Thematik überhaupt ins Sekundäre und Kleingedruckte abgeschoben. Die krisentheoretische Leerstelle<sup>11</sup> zeigt sich nicht nur bei restmarxistischen Schulen wie der um Haugs „Argument“ versammelten, des Kreises um die eher akademisch-plurale „Prokla“ oder der aus den Bemühungen um die „Rekonstruktion“ der Marxschen Theorie hervorgegangenen Zeitschrift „Sozialismus“, die ihre Reflexion weitgehend an akademische Interessen, Bewegungsideologien, politische Konjunkturen oder Gewerkschaftsprofile gebunden haben, sondern auch bei den nicht unmittelbar akademischen bzw. in einem verkürzten Sinn praxeologischen oder politizistischen Positionen.

So hat etwa die alteingesessene Gruppierung der Neuen Linken, die heute mit der Zeitschrift „Gegenstandpunkt“ präsent ist, im Lauf der Jahre eine ganze Reihe von in Paragraphen eingeteilten Broschüren mit angeblich „endgültigen Wahrheiten“ zur Marxschen Kritik der politischen Ökonomie herausgebracht; vom Kapitalbegriff über den bürgerlichen Staat und den Imperialismus bis zur Psychologie des bürgerlichen Individuums. Eine entsprechende Wahrheitsproklamation zur Krisentheorie wird man jedoch vergeblich suchen.

Die „neue Marx-Lektüre“ von Helmut Reichelt und Hans-Georg Backhaus andererseits, die seit den 1970er Jahren aus dem Kontext der neo-orthodoxen „Rekonstruktions“-Debatte heraus entwickelt wurde, hat zwar in der „bleiernen Zeit“ der postmodernen ideologischen Hegemonie auf hohem Reflexionsniveau einige der neuralgischen Punkte in der traditionsmarxistischen Debatte wie die Frage der monetären Werttheorie oder das Problem der fetischistischen Subjekt-

11 Ich spreche hier nicht von mehr oder weniger empirischen Teilanalysen, in denen ein meist soziologisch verkürzter Krisenbegriff sein marginales Dasein fristet, sondern eben von der kategorialen Ebene der Marxschen Akkumulations- und Krisentheorie. In dieser Hinsicht findet sich immer weniger; die letzten bedeutenden Arbeiten, auf die gelegentlich und ohne systematischen Zusammenhang Bezug genommen wird, liegen Jahrzehnte zurück.

Objekt-Konstitution thematisiert. Aber diese Bemühungen blieben gerade deswegen ohne Biss, weil die Vermittlung mit der Krisentheorie vollständig fehlt.<sup>12</sup> In der positivistisch grundierten Weiterentwicklung durch Michael Heinrich wird die Krisentheorie inzwischen zwar marginal angesprochen<sup>13</sup>; sie bleibt aber eigentümlich hölzern, geht nirgends über den herkömmlichen Rahmen hinaus und wird eher abgewehrt, zumal ihr mit der Revision des Marxschen Substanzbegriffs schon der Zahn gezogen ist<sup>14</sup>.

Die sogenannten „antideutschen“ Publizisten wiederum haben getreu ihrer falschen Adorno-Orthodoxie einen akkumulations- und krisentheoretischen Neuanfang von vornherein gar nicht erst versucht. Das Krisenproblem taucht nur in kryptischen Formulierungen auf und wird weitgehend in einem ideologiekritischen Reduktionismus ersäuft (zur Kritik vgl. Kurz 2003).<sup>15</sup> Auch die verdienst-

12 In der jüngst erschienenen umfangreichen Monographie über die „neue Marx-Lektüre“ in der BRD seit 1965 von Ingo Elbe findet sich dementsprechend keine Spur einer Reflexion der kapitalistischen Dynamik (Elbe 2008). Obwohl Elbe die wert-enspaltungskritische Theoriebildung (natürlich eher abgrenzend) in seine Darstellung einbezieht, wird auch hier die radikale Krisentheorie als deren Kernbestandteil systematisch ignoriert, womit allerdings die Aussagen zum werttheoretischen Substanzbegriff und die Auseinandersetzung darüber ihrer entscheidenden Dimension beraubt sind. Stattdessen findet sich die leichte rhetorische Denunziation; so hält es Elbe für eine gelungene Polemik, die Wert-Abspaltungskritik (auch die Theorie des geschlechtlichen Abspaltungsverhältnisses wird selbstverständlich „souverän“ androzentrisch ignoriert) als „metaphorischen Feuilleton-Marxismus“ (a.a.O., 252) zu bezeichnen und vom „seiner ML-Vergangenheit kaum noch verborgenden Stil der Kurzschen Texte“ (ebda) zu sprechen. Ich weiß nicht, welche Vergangenheit linker Sozialisationsgeschichte Elbe hat und finde das auch gleichgültig; seinem „Stil“ könnte man allenfalls jene akademische Betulichkeit anmerken, die immer dann inhaltsfremd zu holzen beginnt, wenn es gegen einen Inhalt geht, der den Rahmen dieser philologischen Betulichkeit zu sprengen droht.

13 Wie gering der Stellenwert krisentheoretischer Reflexion im engeren und eigentlichen Sinne bei Heinrich ist, geht schon aus dem mageren Umfang hervor, den sie in seinen Schriften einnimmt. In Heinrichs Hauptwerk „Die Wissenschaft vom Wert“ (2003, 3. Auflage) wird das Thema auf 16 Seiten eingedampft, in seiner Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie (2004) auf gerade einmal 9 Seiten. Die Krisentheorie ist für Heinrichs Version der „neuen Marx-Lektüre“ ganz offensichtlich das Schmutzkind der Marxschen Kapitalanalyse. Dick herausgefüttert begegnen uns bei Heinrich dagegen die Ausführungen, in denen er gerade diejenigen Marxschen Begriffe verleugnet (materialer Substanzbegriff, tendenzieller Fall der Profitrate), die zu den elementaren Voraussetzungen der Krisentheorie gehören.

14 Die genaue Auseinandersetzung um den Marxschen Substanzbegriff mit Heinrich, Postone und anderen ist Teil der wert-enspaltungskritischen Arbeit an der Reformulierung einer radikalen Krisentheorie; sie wird im folgenden zwar angesprochen, soll aber ausführlich in dem eingangs angesprochenen Buchprojekt „Tote Arbeit“ geleistet werden, weil sie den Rahmen der hier vorliegenden Propädeutik sprengen würde. Ein erster Ansatz zur Kritik an der Revision des Marxschen Substanzbegriffs liegt bereits vor (Kurz 2005 a, 214 – 234; zu weiteren Aspekten einer Auseinandersetzung mit Heinrich vgl. auch Ortlieb 2009). Im wesentlichen geht es darum, dass Heinrich die Marxsche materiale Bestimmung der Arbeitssubstanz als formbedingte Verausgabung abstrakt menschlicher Energie („Nerv, Muskel, Hirn“) verwirft und den Begriff der „abstrakten Arbeit“ in der rein funktionalen Tauschabstraktion der Zirkulationssphäre aufgehen lässt; diese inhaltsleere, funktional reduzierte Abstraktion kann aber die Quantifizierung in der Geldform nicht erklären, sondern bloß erschleichen.

15 Die notwendige Ideologiekritik, deren Bedeutung zu recht gegenüber einer positiven Ontologie der ausgebeuteten Klasse oder schlicht der „Armen“ und einem bloßen Relativismus der Ideen betont wird, hat dabei keine Beziehung mehr zur objektivierten Dynamik des Kapitals. Es erscheint so, als

volle Untersuchung von Postone (2003) führt zwar an die Arbeitskritik heran, blendet die Krisentheorie aber ebenso systematisch aus und bleibt daher auf halbem Weg stecken.

So spinnefeind die rest- und postmarxistischen Positionen auch untereinander sein mögen, gemeinsam ist ihnen also, dass die Krisentheorie ganz fehlt oder unterbelichtet ist. Genau daran erweist sich in besonderem Maße, dass sie allesamt vom postmodernen Durchgang und dessen Prototypen seit den 1960er Jahren nicht unbeeinflusst sind; ob dies nun eingestanden wird oder nicht. Umso mehr musste ihnen gleichermaßen die neue radikale Krisentheorie in der wert- absplaltungskritischen Transformation der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie aufstoßen.

Darin wurde die lange Zeit vernachlässigte kategoriale Bestimmung der Krise nicht nur wieder aufgenommen, sondern gleichzeitig völlig neu begründet: nicht mehr durch Mängel und Widersprüche in den zirkulativen Metamorphosen des Kapitals, sondern durch den Selbstwiderspruch auf der basalen Ebene der Arbeitssubstanz. Die Kritik der kapitalistischen Realabstraktion „Arbeit“ und der neue fundamentale Krisenbegriff stehen dabei in einem inneren Zusammenhang wechselseitiger Bedingtheit. Diese radikale Krisentheorie versteht sich nicht als bloß philologische Neuinterpretation der kategorialen Analyse, sondern verortet sich in einer veränderten historischen Situation: Mit der dritten industriellen Revolution, so das Argument des Bezugs auf die neuen, von der Produktivkraftentwicklung gesetzten Verwertungsbedingungen, durchläuft der zentrale Selbstwiderspruch seinen Kulminationspunkt und die Arbeitssubstanz wird erstmals absolut abgeschmolzen.<sup>16</sup> Damit verliert der Verwertungsprozess die Bedingung seiner Möglichkeit und gelangt nach einer Inkubationszeit durch die zirkulativen Vermittlungen des Weltmarkts an sein definitives Ende.

Schon seit ihrer ersten Formulierung (Kurz 1986) wurde diese These einer historisch manifest werdenden, absoluten inneren Schranke der Kapitalverwertung notorisch und auf eine verdächtig affektbeladene Weise abgewehrt, ohne sich damit detailliert auseinandersetzen zu wollen; zuerst in Seminardiskussionen und in der „grauen Literatur“ der restlichen linksradikalen Subkultur, dann auch in den Gazetten der politischen Linken und in den Publikationen des akademischen Rest- und Postmarxismus, als die Wert-Absplaltungskritik seit den 1990er Jahren

bestünde das ganze Verhältnis aus „Ideologie“. Ideologiekritik wird aber leer, wenn sie nicht mehr erklären kann, worauf sich die Ideologiebildung eigentlich bezieht. Deshalb kann Ideologiekritik nicht für sich stehen oder gar als eine Art eigenes „Fach“ bzw. als Position neben und im Gegensatz zu anderen Positionen figurieren. Ein solcher ideologiekritischer Reduktionismus ist selbst im höchsten Grade ideologisch und muss einer entsprechenden Kritik verfallen.

16 Michael Heinrichs „Anti-Substantialismus“ und die damit verbundene Revision einer basalen Bestimmung der Marxschen Wertformanalyse geht nicht nur mit der postmodernen Ideologie konform; er ist auch deshalb in der Linken beliebt, weil er eine Krisentheorie von vornherein auszuschließen verspricht, die sich auf einen absoluten Rückgang der realen, objektiv „gültigen“ Arbeitssubstanz bezieht.

aus der Katakomben auftaucht und bis in die bürgerliche Öffentlichkeit hinein ein gewisses Aufsehen erregt. Dieser Neuanfang sollte von vornherein als inferior, „marktschreierisch“ und geradezu als denkunmöglich abgewürgt werden.<sup>17</sup>

Eine solche Abwehr kommt auch indirekt in dem Versuch zum Ausdruck, das neuerdings aufkeimende legitime Bedürfnis linker Szenen, sich nach der langen Abstinenz wieder dem „authentischen“ Marx in seinen Grundlagentexten zuzuwenden, präventiv zu kanalisieren. Früher hieß das „Kapital-Schulung“. Michael Heinrich bedient dieses Bedürfnis mit seiner „wissenschaftlichen“ Gesamtdarstellung und mit Texten zur „Einführung“. Aber diese Art der vermittelnden Kenntnisnahme ist ziemlich doppelbödig. Es wird dabei die Suggestion erzeugt, die philologische Marx-Exegese könne in ihrer abstrakten Darstellung eine Art neutrales Grundlagenwissen offerieren. Das hat für die Rezipienten den Vorteil, dass diese „Wissensaneignung“ ihren bewegungspolitischen und sonstigen Vorurteilen äußerlich zu bleiben scheint; die „Heinrich-Schulung“ lässt sich so mit fast beliebigen „politischen Standpunkten“ verbinden, ohne dass Konsequenzen zu befürchten wären. Gleichzeitig überdeckt diese „Hilfe zur Aneignung“ aber eben auch die ideologischen Momente der Interpretation, die wie von selbst gleich mit aufgesaugt werden; und sie schmecken ja auch (gerade dem postmodern sozialisierten Bewusstsein), ohne dass dies weiter reflektiert werden müsste.<sup>18</sup>

17 Eine exponierte Position hat dabei wiederum Michael Heinrich eingenommen. Obwohl es sich bei den in den 1990er Jahren vorgelegten wert- absplaltungskritischen Analysen etwa des realsozialistischen Zusammenbruchs oder der Geschichte der drei industriellen Revolutionen erkennbar um eine andere Ebene der Darstellung handelt als die marx-philologische, glaubt Heinrich dazu vor jeder inhaltlichen Argumentation feststellen zu können, darin komme ein „oberflächlicher Umgang mit den Marxschen Kategorien“ zum Ausdruck. „häufig“ tauchten diese „nur als Floskeln auf“ (Heinrich 2004, 8). Demgegenüber sei das Marxsche >Kapital< viel aktueller als ein derart „großspurig aufgemachtes Werk“ (a.a.O.) der Gegenwart. Natürlich hat dieser nicht weiter belegte Vorwurf der „Oberflächlichkeit“ (immer mit einem schielenden Auge auf die radikale Krisentheorie) einen präventiven theoriepolitischen Charakter, der eine klare Frontstellung anzeigt. Heinrich spricht dabei nicht nur pro domo, sondern für den gesamten universitären Rest- und Postmarxismus, der die Wert-Absplaltungskritik längst als gemeinsamen Feind entdeckt hat. Abgesehen von der Inkompatibilität der Inhalte geht es auch darum, dass die linke „scientific community“, gleichviel in welchem Stadium der Sekurität oder der Prekarisierung, die theoretischen Probleme am liebsten unter sich ausmachen und alle Kombattanten wegbeißen möchte, denen nicht der untrügliche akademische Stallgeruch anhaftet.

18 Heinrich wirft sich dabei in die Pose des nicht-autoritären Lehrers, der seinen Klienten gegenüber kein Vorauswissen erst späterer oder anderer Marx-Aussagen geltend macht. Denn dabei sei die Gefahr groß, dass man das >Kapital< nur „durch die Brille des Kommentators gelesen hat und deshalb im Text auch genau das wiederzufinden glaubt, was der Kommentator behauptet hatte“ (Heinrich 2008 a. 28). Dagegen befürwortet er eine „andere Art des Kommentierens“, die darin bestehe, „sich ausschließlich auf den vorliegenden Text zu beziehen“ (ebda), sodass „die vorgebrachten Argumente von den Lesern unmittelbar am jeweiligen Text zu überprüfen sind, sie müssen nicht geglaubt werden und der Kommentator wird nicht zur Autorität“ (a.a.O., Hervorheb. Heinrich). Erstens ist aber jedes Lesen immer schon Interpretation, weil es nie voraussetzungslos ist. Zweitens wird das Vorauswissen des Kommentators durch die Engführung am Text keineswegs ausgehebelt, zumal wenn es mit der strukturellen Autorität von ausformulierten Einführungsbänden daherkommt. Heinrich jubelt dabei dem Verständnis seine Interpretation von „Unschärfen der Marxschen Werttheorie“ (a.a.O., 29) schon in den Grundlagen unter, der gegenüber unbefangene und unbeleckte KursteilnehmerInnen

Es fällt so gar nicht weiter auf, dass die ganze Ausrichtung dieser „einführenden“ Lektüre eben gerade in theoretischer Hinsicht alles andere als neutral ist. Sie kanalisiert das Verständnis der Marxschen Theorie schon von den Grundlagen der Wertformanalyse her in ein Raster, das die gesamte weitere Lektüre bestimmen soll und letztlich die innere Dynamik des Kapitalverhältnisses verkürzt. Daher ist es nur folgerichtig, dass zur Prävention in diesem Sinne bereits in der „Einführung“ die massive Polemik gegen die radikale Krisentheorie gehört, die so ganz und gar nicht zu dem dort präsentierten Grundverständnis passt. Heinrich macht nicht oder nur widerstrebend, verschwommen und indirekt deutlich, dass seine spezifische Interpretation von Anfang an mit *Kampfbegriffen* operiert, die sich als akademische Seriosität (im Unterschied zu „unseriösen“ und „unwissenschaftlichen“ Interpretationen) tarnen; und schon gar nicht kann er offen legen, wie diese Interpretation mit der gesellschaftlich-historischen Entwicklung vermittelt ist. Erst eine solche wenigstens ansatzweise formulierte Einbettung des Verständnisses in die historische Situation würde es aber den Rezipienten erlauben, bei der „Aneignung“ der Marxschen Theorie ihren eigenen Standpunkt, von dem aus sie überhaupt das Bedürfnis dafür entwickelt haben, kritisch mitzureflekieren und im Licht der Marxschen Theorie zu überprüfen.

## 2. Dem Kapital geht's bestens. Situative Krisenignoranz als Mangel der historischen Zeitdimension

In die heftige Abwehr mischte sich freilich so etwas wie ein schlechtes Gewissen oder zumindest ein ungutes Gefühl. Immerhin konnte sich die neue radikale Krisentheorie auch auf einen empirischen Krisenprozess der dritten industriellen Revolution beziehen. Während der restmarxistische krisentheoretische Diskurs im strengen Sinne die erste Hälfte der 1980er Jahre nicht überlebt hatte, setzte sich seither die neue Weltkrise zwar unaufhaltsam fort, wurde jedoch kategorial nicht mehr als solche wahrgenommen. Man kann es als historische Paradoxie formulieren: Die gemeinlinke Befassung mit der Marxschen Krisentheorie

gerade „unmittelbar am Text“ in der aufnehmenden Position und erst einmal argumentativ hilflos sind, sodass sie dann erst recht im Text genau das wiederfinden, was der Kommentator behauptet hatte – allerdings im Glauben eines „Selbstdenkens“, dem ein bisschen nachgeholfen wurde. Diese Art der pseudo-antiautoritären Einführung ist vielleicht die perfideste Art der Indoktrination, indem sie eine bloß scheinbar voraussetzungslose Diskussion der Begriffsentwicklung suggeriert, wie es übrigens längst in postmodernen Konzepten der Pädagogik und des Managements gang und gäbe ist. Die angeblich besonders sorgfältige „Aneignung“ der Marxschen Grundbegriffe (gerade soweit sie für die Krisentheorie relevant sind) geschieht so ironischerweise in der Form ihrer spezifisch Heinrichsehen Grundsatzkritik und Auflösung, was man als postmoderne Version des Nürnberger Trichters bezeichnen kann. Anfällig dafür ist offenbar eine bestimmte Sorte reproduktiver Intelligenz von akademischen „Lerntieren“, die vermeintlich bloß die Klassiker „ganz genau am Text“ studieren und nicht bemerken wollen, dass sie sich dabei immer schon in einem verminten Interpretations- und Auseinandersetzungsfeld bewegen, von dem niemand ungestraft abstrahieren kann.

erlosch genau zu dem Zeitpunkt, als der reale neue Krisenprozess seinen Anfang nahm.

Dafür war vor allem ein soziologisch reduziertes Interpretationsraster verantwortlich, in dem das Krisenproblem allein unter dem Gesichtspunkt von Sozialabbau und Verarmung bzw. zunehmend repressiver Armutsverwaltung erschien, nicht jedoch als gleichzeitige innere Schranke der Verwertungslogik selbst. Im Gegenteil gehe es „dem Kapital“ durch exorbitante Gewinne immer besser; bei den (immer wieder heruntergeredet)en Stockungen der Realakkumulation handle es sich um „gewöhnliche kapitalistische Sanierungsprozesse“ (Ebermann/Trampert 1995, 56), die schon wieder in Prosperität übergingen: „Nach mannigfachen Korrekturen boomt der Weltmarkt wieder. Alle Konjunkturindikatoren zeigen nach oben. Das Ifo-Institut behauptet sogar den Beginn einer langen Aufschwungphase“ (a.a.O., 36). Eine Behauptung, der man sich gerne anschließen mochte.

Dasselbe Spiel wiederholte sich in den nicht als solche erkannten globalen Defizitkonjunkturen Ende der 1990er Jahre und seit 2004. Auch die angebliche „antideutsche Wertkritik“ machte sich einschlägig wichtig mit der Behauptung, „dass die kategorischen Urteile...über den wann auch immer eintreffenden Zusammenbruch des Kapitals weder logisch noch historisch (empirisch ja sowieso nicht, denn das Kapital boomt schließlich immer noch wie schon lange nicht) eine Grundlage haben...“ (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 60). So wollten die edlen Ideologiekritiker ganz plump ideologisch allenthalben nur sehen, „dass es dem Kapital gerade zur Zeit substantiell (!) und formell (!) ungeheuer gut geht“ (a.a.O., 62). Es ist doch bemerkenswert, wie hier Vertreter einer sich spreizenden Adorno-Orthodoxie in denselben vulgären Positivismus verfallen wie notorische altlinksradikale Politikaster, sobald sie damit konfrontiert sind, die von Adorno eingeklagte Spannung zwischen Theorie und Empirie auszuhalten. Der radikalen Krisentheorie wollen sie auftrumpfend ausgerechnet die unvermittelte Scheinplausibilität von temporären und empirischen Oberflächenphänomenen gegenüberstellen.

Dass in diesem Zusammenhang überdies behauptet wird, „dem Kapital“ gehe es nicht nur empirisch, sondern – ganz in der Diktion des schönsten Arbeiterbewegungsmarxismus – auch und erst recht „substantiell ungeheuer gut“, suggeriert gleichzeitig eine Unerschöpflichkeit der „Arbeit“. In diesem Punkt ist ebenso der Schulterschluss mit den begriffsschwachen Politmarxisten zu beobachten, die sich gegen „alle Behauptungen“ erregt hatten, dem „Kapital sei eine...ausreichende Mehrwertproduktion ausgegangen“ (Ebermann/Trampert 1995, 40). Im Gegenteil habe sich weltweit „die Kapitalstruktur wieder zugunsten (!) der lebendigen Arbeit verändert“ (a.a.O., 31). In eben diesem Sinne ist das Echo seitens der „neuen Marx-Lektüre“ zu vernehmen: „Die >reale Wertschöpfung<, die Kurz schon im Verschwinden sieht, geht jedenfalls trotz wachsender Arbeitslosigkeit mun-

ter voran“ (Heinrich 2000 a, 41). Unübersehbar macht sich in derartigen Argumentationsmustern, die wie von selbst diverse Positionen übergreifen, auch implizit die Sperre des Restmarxismus gegen die radikale Kritik der traditionellen Arbeitsontologie bemerkbar. In diesem Chor durfte natürlich auch die postoperaistische Singstimme nicht fehlen. Michael Hardt und Antonio Negri stellen in ihrem gefälligen Weltbestseller „Empire“ fast schon feuchtfrohlich-positivistisch fest: „Nun, während wir dieses Buch schreiben und sich das 20. Jahrhundert dem Ende zuneigt, ist der Kapitalismus auf wundersame Weise gesund und die Akkumulation kräftig wie nie“ (Hardt/Negri 2002, 281).

Auffällig an solchen hier exemplarisch angeführten Äußerungen, die sich in den letzten 15 Jahren aufgestaut haben, ist die Eigenart, dass sie entweder überhaupt nicht mehr grundsätzlich akkumulationstheoretisch argumentieren oder entsprechende Momente der Reflexion nur noch bruchstückhaft erscheinen, jedenfalls soweit es um die Krisentheorie geht. Die Marxschen Kategorien werden in dieser Hinsicht zusammenhanglos hingeklatscht, während die Begründung im Zweifelsfall rein positivistisch vermeintliche empirische Belege oder sogar bloße Einschätzungen und Hochrechnungen von Wirtschaftsinstituten oder Vertretern des Managements in den Medien anführt. Mit Fug und Recht muss man von rest- und postmarxistischen *Schwundstufen* der einstigen marxistischen Diskurse zur Krisentheorie sprechen, in denen an die Stelle einer systemischen Analyse die unmittelbare Verbindung von unreflektierten ideologischen „Standpunkten“ mit wahllos zusammengeleiteten Oberflächentatsachen tritt.

Diese Art von oberflächlichen „Einschätzungen“ findet sich gerade bei Michael Heinrich nicht nur einmal, sondern periodisch. Auch für ihn stellt die Entwicklung der 1990er Jahre und nach 2000 samt den darin eingeschlossenen Momenten von partikularen Finanz- und Konjunkturkrisen nur das zusammenhanglose Auf und Ab „gewöhnlicher“ kapitalistischer Zyklen und struktureller Veränderungen dar. Das macht überhaupt sein Grundverständnis des Kapitalismus aus: „Prosperität und Krise wechseln sich im Kapitalismus beständig ab, doch stehen hinter diesem Auf und Ab Tendenzen zur Ausdehnung wie auch zur Vertiefung des Kapitalismus, die noch längst nicht an ihr Ende gekommen sind“ (Heinrich 2007).

So sieht er auch die Docom-Krise nach der Jahrhundertwende: „In den Jahren 2001 bis 2003 hatten wir eine solche Krise... Behoben ist sie jedoch, sobald die Profite wieder steigen, und das tun sie bereits seit zwei Jahren“ (Heinrich 2006). Auch hier werden temporäre empirische Fakten ohne ihren Vermittlungszusammenhang für das Ganze genommen und sogleich hochgerechnet: „Die Wirtschaft wächst wie lange nicht mehr; die Arbeitslosenzahlen sinken, die Steuereinnahmen steigen... Was längerfristig Bestand haben könnte, ist das Wachstum der Ausrüstungsinvestitionen“ (a.a.O.). Ein Jahr später hypostasiert er die globale Defizitkonjunktur geradezu emphatisch, ohne ihren prekären Charakter wahrzunehmen: „Profit ohne Ende. Der Kapitalismus hat erst angefangen“ (Heinrich 2007).

In solchen Wahrnehmungen und Prognosen kommt der Positivismus Heinrichs zu sich; er sieht nur eine Aneinanderreihung von Phänomenen, in denen Ab- und Aufschwünge, Ereignisse und Verlagerungen sich ablösen. Aber es gibt für ihn nicht die Kohärenz einer bestimmten historischen Entwicklung des Weltkapitals seit dem Ende der fordistischen Prosperität, deren Reflexion erst eine Einordnung der schwankenden Phänomene in einen übergeordneten Zusammenhang erlauben würde.<sup>19</sup>

So konnte natürlich die historische Einheit des globalen Krisenprozesses der dritten industriellen Revolution nicht erfasst werden. Der innere Zusammenhang dieses Prozesses löste sich vielmehr in seine (gut postmodern) beliebig ausdeutbaren Einzelphänomene auf, also in historisch begriffslos wahrgenommene Verlaufsformen. Das kommt dem gemeinbürgerlichen gesunden Menschenverstand mit seinem verkürzten Zeithorizont entgegen, für den ein Entwicklungsprozess nicht mehr greifbar ist, der sich über ein halbes Menschenalter hinzieht. Was in den Debatten der Linken übrig blieb, war eben allein die mit dem angeblichen Siegeszug des Weltkapitals konfundierte soziale Prekarisierung. Daher hatte schon seit den 1990er Jahren und spätestens seit Hartz IV das matt gewordene Klassenkampf-Paradigma wieder Konjunktur; allerdings in jenen postmodernen, oft eher auf das immanente Interesse vom Absturz bedrohter Mittelschichten übertragenen Versionen, die gerade gegen die neue radikale Krisentheorie in Stellung gebracht wurden.

Der fundamentale und scheinbar plötzliche Kriseneinbruch seit Herbst 2008, der sich in Wirklichkeit längst vorbereitet hatte und die These einer historischen

19 In seiner Auseinandersetzung mit der radikalen Krisentheorie von 1999/2000 beklagt sich Heinrich über die Unterstellung, er „...würde positivistisch argumentieren, bringe typisch positivistische Einwände, würde Marx in einen positivistischen Ökonomen verwandeln etc. Positivismus war ursprünglich eine erkenntnistheoretische Richtung, die allein von den unmittelbar >gegebenen< Wahrnehmungskomplexen ausgehen wollte. Im Gefolge des sogenannten >Positivismusstreits in der Soziologie< wurde Positivismus im linken Mainstream... zum weitgehend inhaltsleeren Schimpfwort, mit dem nicht nur flächendeckend die >bürgerliche< Wissenschaft belegt wurde, sondern gerne auch solche Interpretationen des Marxismus, die von der eigenen abweichen“ (Heinrich 2000). Sein damaliger Kontrahent Norbert Trenkle (heute Vertreter der verkürzten, nach allen Seiten „offenen“ Wertkritik von Rest-“Krisis“) war tatsächlich nicht in der Lage, Heinrichs Positivismus konkret zu benennen. Aber dieser Positivismus besteht gerade darin, dass sich für Heinrich die abstrakten Kategorien des Kapitals und deren empirische Erscheinungen rein äußerlich gegenüberstehen; letztere lösen sich dann, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, in „unmittelbar gegebene“ empirische „Wahrnehmungskomplexe“ auf; eben in ein falsch unmittelbar verstandenes zyklisches Auf und Ab oder in vorübergehende Strukturbrüche, deren Zusammenhang als übergreifender Entwicklungsprozess nicht mehr gesehen wird. Der Unterschied von „zyklischer Krise“ und „allgemeiner Krise“ wird in seiner „Wissenschaft vom Wert“ nur abstrakt benannt (Heinrich 2003, 343 f.), aber ebenso unter die bloße Ungleichmäßigkeit der vom Wesen getrennten Erscheinungen subsumiert (vgl. dazu die genauere Erörterung in Kap. 10, 12, 13 und 20). Diesem durchaus konkret dingfest zu machenden positivistischen Denken im Kontext der Marx-Philologie, das nicht nur seine Prognosefähigkeit gelinde gesagt einschränkt, werden wir bei Heinrich im folgenden noch öfter begegnen. Es hat auch etwas damit zu tun, dass er im Unterschied zu Reichelt und Backhaus nicht von Adorno, sondern eher von Althusser und dessen positivistischem Wissenschaftsbegriff herkommt, in dem die Fetisch-Problematik keineswegs zufällig durchgestrichen wurde.

inneren Schranke mehr als bisher praktisch bestätigt, hat die rest- und postmarxistische Linke ebenso wie die kapitalistischen Eliten sozusagen kalt erwischt. Das gilt nicht zuletzt wiederum für Michael Heinrich, der noch im Sommer 2008 lapidar feststellte: „Mittlerweile gibt es wieder eine neue Krise...“ (Heinrich 2008), die er aber wie gehabt phänomenologisch verkürzt deuten wollte in dem Sinne, dass sie wie die vorhergehenden „relativ schnell zu Ende“ (a.a.O.) gehen könnte; und zwar ganz im Sinne der offiziellen Prognostik von Wirtschaftsinstituten und Regierungen ohne tief greifende Auswirkungen, weil seiner Auffassung nach „... dieser Abschwung bislang relativ geringe Auswirkungen auf die Weltwirtschaft hatte. Zwar werden die Wachstumsprognosen auch in Europa und insbesondere in Deutschland nach unten korrigiert, doch war nach dem >Aufschwung< der letzten Jahre sowieso mit einem konjunkturellen Abschwung zu rechnen“ (Heinrich 2008).

Die positivistische Herangehensweise war einfach nicht in der Lage zu erkennen, dass der historische Krisenprozess eine neue Dimension erreicht hat, deren Verlaufsformen einen qualitativen Bruch darstellen; inzwischen eben sogar in der Wahrnehmung der bürgerlichen Wirtschaftswissenschaft selbst. In einem eigentümlichen Licht erscheint so Heinrichs Aussage zwei Jahre zuvor: „(Wer) den reinen Absturz fantasierte, hat sich bislang...an der Wirklichkeit blamiert“ (Heinrich 2006). Blamiert an der Wirklichkeit hat sich eher Heinrich selbst. Auch wenn die neue Krisendimension nicht bedeutet, dass der Kapitalismus unmittelbar im aktuellen Zeithorizont zerschellt, was sowieso niemand behauptet hatte, erweisen sich die bisherigen zusammenhanglos-phänomenologischen „Einschätzungen“ vor dem Hintergrund einer unterstellten „gewöhnlichen“ ungleichmäßigen Bewegung des Kapitals als positivistisches Phantasma.

Das Gespenst des drohenden Zusammenbruchs spukte jedenfalls erstmals handgreiflich; und der verpönte Begriff wurde jetzt peinlicherweise von den kleinlaut gewordenen Häuptern der Wirtschaftsinstitute, vom US-Präsidenten und vom deutschen Finanzminister in den Mund genommen, die sich seither in desperaten Rettungsbemühungen überbieten. Es spricht Bände, wenn sich bei den Eliten des Kapitals die Auffassung verbreitet, jetzt seien die Lehrbücher der Volkswirtschaftslehre nicht mehr viel wert. Wie es scheint, will aber die Linke in ihren diversen Strömungen ihren gewohnten Laden weiter am Laufen halten, als wäre nichts gewesen. Am allerwenigsten darf zugegeben werden, dass man mit allen gemüthlichen Beurteilungen des Stands der kapitalistischen Dinge voll daneben gelegen und es einem die Sprache verschlagen hat. Offenbar glaubt die Linke mehr an den Kapitalismus als dessen offizielle Hüter.

Ausgerechnet die Vertreter einer vermeintlich radikalen Kapitalismuskritik sind mehrheitlich nicht in der Lage, den fundamentalen Einbruch adäquat zu realisieren. Einerseits tut man jetzt so, als hätte man es schon immer gewusst und gesagt, obwohl das genaue Gegenteil der Fall ist. Andererseits zeigt sich, dass

dieselben Leute hinsichtlich der realen Entwicklung weiterhin ihrem positivistischen Interpretationsmuster folgen und begierig den Signalen der „Entwarnungsdiskurse“ seitens der offiziellen Institutionen lauschen, um ihr Verständnis einer ungebrochenen „Normalität“ des Verwertungsprozesses zu retten. Außerhalb der positivistischen Betrachtung bleibt, dass es sich um einen Krisenprozess neuer Qualität handelt, der in ein irreversibles Stadium eingetreten ist. Obwohl klar sein sollte, dass die Rettungspakete das Problem nur verschieben können und nach einer Übergangszeit (z.B. einer kurzlebigen, vom Staatskredit gesponserten Stabilisierung und perspektivisch einer Inflationskonjunktur) sich die erreichte innere Schranke umso heftiger aufrichten muss, werden die Gläubigen jede temporäre Schwankung oder Verlangsamung des Krisenprozesses auch auf der neuen Stufe zum Anlass nehmen, sich wieder bestätigt zu fühlen. Die Linke will ihren guten alten Kapitalismus einfach nicht an absolute Grenzen stoßen sehen. Dieser Zustand wirft die Frage auf, welche ideologischen Barrieren dafür verantwortlich sind.

### 3. Mythologisierung der Zusammenbruchstheorie

Das Reizwort der Zusammenbruchstheorie, die doch längst überwunden sei, wurde in den Auseinandersetzungen um den wert-abspaltungskritischen Krisenbegriff immer wieder in einer Weise aufgenommen, als habe sich die Sache damit schon per se erledigt. Man tat so, als müsse hier gar keine große inhaltliche Begründung mehr geliefert werden.<sup>20</sup> Ganz offensichtlich sind den meisten, die sich mit dieser Gewissheit brüsten, die historischen Ansätze der sogenannten Zusammenbruchstheorie im traditionellen Marxismus nur noch vom Hörensagen bekannt; und darauf setzen anscheinend auch diejenigen, die dieses unausgewiesene Vorurteil instrumentalisieren wollen, obwohl sie es besser wissen müssten.

Der Terminus „Zusammenbruchstheorie“ ist natürlich eine Zuschreibung von außen, während der ursprünglich von Marx verwendete Begriff der „inne-

<sup>20</sup> Wenigstens in diesem Punkt sind sich der letzte linke Emeritus und der letzte linke Student einig mit der berüchtigten Mont Pèlerin Society, einer ideologischen Mafia, zu der sich die Creme des Neoliberalismus zusammengeschlossen hat. Bei ihrer letzten Tagung in New York, schon mitten im globalen Absturz der Märkte, probte diese nunmehr blamierte akademisch-politische Zusammenrottung unbewusst in der entscheidenden Frage die Koinzidenz mit den gleichfalls krisengeschädigten Allerweltslinken: „Ist das nun die endgültige Krise des Kapitalismus?, fragte einer der Teilnehmer, um die Antwort gleich selbst zu geben: Nein. Antonio Martino, der frühere italienische Außen- und Verteidigungsminister, unterstrich dies mit dem Hinweis, dass schon Karl Marx den unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch des Kapitalismus vorhergesagt habe, und damit seit 150 Jahren unrecht habe, im Gegensatz etwa zur Prognose so mancher Liberaler, die bereits um das Jahr 1980 das Ende der Sowjetunion und die marktwirtschaftliche Wende Chinas vorhergesagt hätten...“ (Neue Zürcher Zeitung, 9.4.2009). Die Linke hat insofern einen Vorsprung in der Ignoranz, als sie auch den ersten Akt des Epochenbruchs nicht einmal geahnt und bis heute nicht begriffen hat.

ren Schranke“ als einer letztlich absoluten, die seit Ende des 20. Jahrhunderts praktisch in Erscheinung tritt, der wert-enspaltungskritisch begründeten krisentheoretischen Reflexion viel besser entspricht und in ihrer Eigenwahrnehmung meist auch so formuliert wird. Wenn seitens dieser Theoriebildung die von ihren Gegnern anspielungsreich bemühte Metapher des „Zusammenbruchs“ achselzuckend akzeptiert und gelegentlich selber durch das Bild eines „Kollaps“ illustriert wurde<sup>21</sup>, so eher mit einer ironischen Verbeugung vor der affektiven Abwehrhaltung des restlichen Feld-, Wald- und Wiesenmarxismus. Ein vulgäres Verständnis suggeriert, der „Zusammenbruch“ vollziehe sich so augenblicklich, wie ein Individuum, das einen schweren Infarkt erleidet, auf der Stelle tot umfällt. Um im Bild zu bleiben: Ein globales gesellschaftliches System, das sich in mehr als 200 Jahren herausgebildet und entwickelt hat, kollabiert sicherlich anders als ein physisches Individuum; es hat eine andere Dauer, bis das Gesamtsubjekt der Verwertung sozusagen auf dem Boden aufschlägt. Wie der Kapitalismus eine an Brüchen und Verwerfungen reiche Epoche seiner Konstitution in der Frühmoderne durchlaufen hatte, so durchläuft er jetzt eine Epoche seiner inneren Auflösung, die allerdings aufgrund der binnenhistorisch fortschreitenden Dynamik einen viel kürzeren Zeithorizont hat. Dem historisch relativ langsamen Aufstieg entspricht daher ein historisch relativ schneller Niedergang, auch wenn es in der unmittelbaren Wahrnehmung des Erlebens nicht zwingend so erscheint.

Das macht eben auch innerhalb der neuen Krisenentwicklung den Unterschied von aktueller oder individueller und historischer Zeit aus. Während ein Großteil der Linken sich auf ein mögliches ewiges Leben des Kapitalismus „an sich“ verständigt hat und damit dessen Zeithorizont beliebig ausdehnt, fällt für die Theorie einer historisch aktuell gewordenen inneren Schranke deren Zeitraumen in den Anfang des 21. Jahrhunderts, ohne dass deswegen ein exaktes Datum angegeben werden müsste. In diesem Sinne ist die historische Zeit des Kapitalismus abgelaufen. Wenn die radikale Krisentheorie letztlich eine praktische Bestätigung erfährt, wird sich für spätere Historiker (soweit es denn noch welche gibt) wie schon eingangs angedeutet das Erreichen dieser Schranke gewissermaßen auf eine historische Zäsur zusammenziehen; dagegen mag es für die zeitgenössische unmittelbare Lebenswirklichkeit so aussehen, als handle es sich um einen zeitlich unbestimmten Prozess, der auch ganz anders interpretiert werden könnte. Die Metapher des „Zusammenbruchs“ auf den aktuellen oder individu-

21 „Der Kollaps der Modernisierung“ (Kurz 1991), so lautete der Titel eines Buches, das aus der Perspektive der radikalen Krisentheorie den faktischen Zusammenbruch des „Realsozialismus“ in den Kontext einer noch bevorstehenden allgemeinen Weltmarktkrise stellte. Mit dem damit gesetzten krisentheoretischen Rahmen konnte und wollte die Mainstream-Linke nichts anfangen. Der schlichten Tatsachen wegen sprach man zwar allgemein (auch im offiziellen bürgerlichen Diskurs) von einem „Zusammenbruch“ des vermeintlichen Gegensystems, der aber eher auf subjektive Ursachen (Mängel der staatsbürokratischen „Planwirtschaft“) zurückgeführt wurde. Für den Weltkapitalismus insgesamt sollte das auf keinen Fall gelten, weil dessen innerer Zusammenhang mit der östlichen „nachholenden Modernisierung“ systematisch ausgeblendet wurde.

ellen Wahrnehmungshorizont zu verkürzen, gehört eindeutig zur Diskurstaktik von Gegnern der radikalen Krisentheorie, auch wenn es ihnen nicht immer bewusst sein dürfte<sup>22</sup>.

Von dieser metaphorischen Problematik abgesehen wird die These der historisch erreichten inneren Schranke auch dadurch vor jeder inhaltlichen Begründung abgeblockt, dass man sie rein äußerlich umstandslos den historischen Zusammenbruchstheorien im Arbeiterbewegungsmarxismus zuordnet; meist sogar ohne sich die Mühe zu machen, diese beim Namen zu nennen (es gab keine außer den von Rosa Luxemburg und Henryk Grossmann formulierten). Unterschlagen wird dabei die entscheidende Differenz in der theoretischen Herleitung. Die alten Ansätze einer sogenannten Zusammenbruchstheorie waren ja gerade daran gescheitert, dass sie die mögliche historische Grenze nur in den Vermittlungsformen der Zirkulation bzw. in einer mangelnden Revenue der Kapitalistenklasse sehen wollten, nicht aber in einem Abschmelzen der vom Produktivitätsstandard gesetzten „gültigen“ Arbeitssubstanz selbst. Auf dem Boden der traditionsmarxistischen Arbeitsontologie war diese tiefer gehende Begründung gar nicht möglich; und das hatte auch ein Moment von Bedingtheit im Entwicklungsprozess des Kapitals selbst, dessen Möglichkeiten zur Verwertung abstrakt menschlicher Energie noch nicht ausgeschöpft waren.

Die Eigenart der neuen radikalen Krisentheorie besteht aber ja gerade unter dem Eindruck der herangereiften Erschöpfung dieser Möglichkeiten im Bruch mit der Arbeitsontologie, der die konkretisierte Theorie einer inneren Schranke im Sinne der „Entsubstantialisierung des Kapitals“ und der „Entwertung des Werts“ erst möglich macht. Während dieser Zusammenhang heute einerseits in positivistischer Manier bloß empirisch bestritten wird, wie sich oben gezeigt hat, stellt man andererseits die Begrifflichkeit einer sukzessiven Aushöhlung der Arbeitssubstanz kontrafaktisch in den Rahmen der alten Zusammenbruchstheorien, die davon überhaupt nichts wussten.<sup>23</sup> Der Terminus „Zusammenbruch“

22 Geradezu als Flucht nach vorn wird diese falsche zeitliche Unmittelbarkeit von der mystifikatorischen „antideutschen“ Ideologie umgedreht und gegen die radikale Krisentheorie gewendet: „Dass der Zusammenbruch eintreten könnte, vielleicht sogar nächste Woche (!), soll gar nicht bestritten werden – aber das kategorische Urteil, dass er in nächster (oder sonst einer) Zeit ansteht, ist...absolut nicht gedeckt“ (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 81). Indem der „Zusammenbruch“ hier nicht nur sozusagen auf ein historisches Tagesereignis reduziert, sondern einer absoluten Kontingenz überantwortet wird, glaubt man sich der akkumulationstheoretischen Begründung enthoben. Diese Mystifikation ist ganz dem Steckenbleiben in der von den „Antideutschen“ emphatisch beschworenen Aufklärungsverunft geschuldet, in deren Kategorien eine historisch bestimmbare innere Schranke ihrer eigenen gesellschaftlichen Grundlagen tatsächlich nicht zu denken ist.

23 Für Ingo Stütze als Vertreter des Berliner Restmarxismus mündet die radikale Krisentheorie „... in der absurden Behauptung, der ABM (Arbeiterbewegungsmarxismus, R.K.) könnte schon keine >richtige< Krisentheorie gewollt haben, da diese sonst die Identität >ArbeiterInnen< in Frage gestellt hätte. Das unterstreicht ein weiteres Mal die Schwierigkeit, die Besonderheit der Kurzschen Krisentheorie zu klären beziehungsweise sie irgendwie noch ernst zu nehmen“ (Stütze 2001). Was für Stütze „absurd“ ist, liegt auf der Hand: Es war die arbeitersbewegungsmarxistische Identifikation mit der nicht als kapitalistische Funktionskategorie und Substanz erkannten „Arbeit“, die es

wird so historisch mythologisiert, um sich auf die grundsätzliche Differenz der einschlägigen alten Formulierungen und der neuen wert-enspaltungskritischen Krisentheorie gar nicht erst einlassen zu müssen.

Diese Mythologisierung setzt sich fort in der Beurteilung des angeblich hohen Stellenwerts von Vorstellungen eines „Zusammenbruchs“ im traditionellen Marxismus. Eine reife Leistung liefert in dieser Hinsicht Michael Heinrich ab: „Weit verbreitet war in der Geschichte der Arbeiterbewegung die Vorstellung, dass die ökonomischen Krisen schließlich zum Zusammenbruch des Kapitalismus führen würden, dass der Kapitalismus seiner >Endkrise< entgegenstrebe. Aus dem >Kapital< wurde eine >Marxsche Zusammenbruchstheorie< herausgelesen. In den 1990er Jahren wurde diese alte Idee vor allem von Robert Kurz...wiederbelebt“ (Heinrich 2004, 176). Diese Zuordnung ist erst recht völlig kontrafaktisch und verdreht den historischen Sachverhalt, der sich genau anders herum darstellt: Der Terminus der „Zusammenbruchstheorie“ war ja in Wirklichkeit eine pejorative Erfindung von Eduard Bernstein, mit der er seine Gegner in der Sozialdemokratie bloßstellen wollte, die sich aus guten Gründen ihres eigenen ideologischen Standorts heftig dagegen wehrten und mit dieser Bezeichnung nichts zu tun haben mochten.

Dass dagegen die späteren tatsächlichen, aber verkürzten Zusammenbruchstheorien von Luxemburg und Grossmann absolut minoritär waren und sowohl vom sozialdemokratischen als auch vom leninistischen Traditionsmarxismus und nicht zuletzt von den ultralinken Strömungen dieser Zeit ebenso heftig und pauschal abgelehnt wurden wie heute die neue radikale Krisentheorie vom Rest- und Postmarxismus, ignoriert nicht nur Heinrich ganz bewusst. „Weit verbreitet“ war in der alten Arbeiterbewegung die „Vorstellung eines Zusammenbruchs“ eben nur als negativer Kampfbegriff gerade gegen diese „Vorstellung“. Das geht auch aus einer Formulierung von Anton Pannekoek hervor, der im Ausklang der Kritik an den minoritären Zusammenbruchstheorien von Luxemburg und Grossmann gegen diese unzweideutig gesagt hatte: „Hier findet also statt, was in der älteren marxistischen Literatur immer als ein blödes Missverständnis der Gegner behandelt wurde, für das der Name >der große Kladderadatsch< gebräuchlich war“ (Pannekoek 1971/1934, 28). Was bei Heinrich als angeblich weitgehender Konsens in der „Geschichte der Arbeiterbewegung“ erscheint, figurierte tatsächlich in dieser selbst mehrheitlich als „blödes Missverständnis der Gegner“! Paul M. Sweezy lieferte in seiner „Theorie der kapitalistischen Entwicklung“, die in den 1950er und 1960er Jahren mehrere amerikanische und deutsche Auflagen erlebte, im Rückblick eine zu diesem Punkt ähnliche Charakterisierung der „Zusammenbruchs-

verunmöglichte, dass die auf einen absoluten Rückgang der Arbeitssubstanz bezogene Dimension der Marxschen Krisentheorie fruchtbar gemacht werden konnte; abgesehen davon, dass diese Qualität kapitalistischer Dynamik eben historisch noch nicht erreicht war. Wenn Stützele der entscheidende Unterschied zwischen einer auf der Arbeitsontologie beruhenden und einer die Arbeitsontologie kritisierenden Krisentheorie unverstänlich bleibt, ist das sein Problem.

kontroverse“: „In der deutschen sozialistischen Bewegung war die Furcht vor der Revolution bei den >Orthodoxen< ebenso charakteristisch geworden wie bei den Revisionisten...Zu diesem Zweck brauchte man...eine Theorie, die die Stabilität des Kapitalismus garantieren konnte. Daher mussten alle Zusammenbruchstheoretiker bekämpft werden...“ (Sweezy 1970/1942, 244).

Es kann gar nicht sein, dass Heinrich dies alles nicht bekannt ist. Er setzt offensichtlich darauf, dass ihm seine falsche Zuordnung in den linken Szenen mangels Kenntnis der Theorie- und Auseinandersetzungsgeschichte abgenommen wird, um damit die wert-enspaltungskritische neue Theoriebildung als angeblich selber „arbeiterbewegungsmarxistisch“ abqualifizieren zu können. Dieser Versuch fällt wie ein Bumerang auf ihn zurück, denn er selbst ist es, der die grundsätzliche Abwehrhaltung der Arbeiterbewegung und des traditionellen Marxismus gegen die „Vorstellung eines Zusammenbruchs“ nicht zufällig reproduziert und damit unfreiwillig deutlich macht, auf welchen Spuren er in dieser Hinsicht wandelt.

#### 4. Die apokalyptischen Reiter

Der historischen Mythologisierung der Zusammenbruchstheorie entspricht der damit zusammenhängende Versuch, die These einer absoluten inneren Schranke wiederum vor jeder inhaltlich begründeten Auseinandersetzung in den Geruch des schlechthin Irrationalen zu bringen. Die Behauptung, beim Streit um die Krisentheorie gehe es ohnehin bloß um „Glaubensfragen“ (Initiative Sozialistisches Forum 2000, 55), entzieht sich nicht nur der Begründungsfähigkeit, sondern leitet auch zwanglos über zu einer Einordnung des Problems überhaupt in den quasi-religiösen Bereich.<sup>24</sup> Sobald die akkumulations- und krisentheoretische Argumentation eine Schmerzgrenze des gemeinen Marxismus überschreitet, muss sie über die mögliche Gegenargumentation hinaus als angebliche „Prophetie“ und „Weltuntergangspanthasie“ abgetan werden. Diese Verschiebung ist prächtig geeignet, die eigene theoretisch-analytische Insuffizienz zu kompensieren und an den vorthoretischen Affekt zu appellieren.

Auch in dieser Hinsicht kann eine Blütenlese nicht erspart bleiben. Schon Anfang der 1990er Jahre versuchte der „Gegenstandspunkt“ den „Kollaps der Modernisierung“ in die Nähe der Spengerschen Geschichtsmetaphysik zu rücken. In diesen Reflexionen erscheine „der Untergang des Abendlandes – linksherum“ (Gegenstandspunkt 1992). Drei Jahre später legten die Politmarxisten eins drauf. Bei der radikalen Krisentheorie handle es sich um das „schon lange phantasierte

24 Was natürlich mit Marx absolut nichts mehr zu tun hat, dessen Gesamtwerk sich dann über weite Strecken mit derart unerheblichen „Glaubensfragen“ beschäftigt hätte. Der Begründungslosigkeit der „antideutschen“ Ideologen entspricht es, dass dieser Bruch nicht benannt oder auch nur erwähnt wird; ganz so, als entspräche eine solche Aussage höchst authentisch der Kritik der politischen Ökonomie.

apokalyptische Ende des Weltkapitalismus“ (Ebermann/Trampert 1995, 51) und um eine Vorstellung, die dem Denken religiöser Sekten entspreche: „Mit seiner Weissagung des bevorstehenden Untergangs des kapitalistischen Weltsystems, dem die mehrwertschaffende Arbeit ausgehe, kommt Robert Kurz den Zeugen Jehovas schon recht nahe“ (ebda).

Wieder fünf Jahre später greift auch Michael Heinrich diese apriorische Dequalifizierung der wert-enspaltungskritischen Theorie einer absoluten inneren Schranke als angebliche „Weissagung“ in seinem Verriss des „Schwarzbuch Kapitalismus“ genüsslich auf: „Die historische Darstellung ist für Kurz...nur ein Vehikel, um seine seit 10 Jahren unermüdlich wiederholte Prophezeiung vom nahen Zusammenbruch des kapitalistischen Systems erneut zu präsentieren...“ (Heinrich 2000, 40). Dies geschehe „mit dem alttestamentarischen Pathos eines amerikanischen Erweckungspredigers, welcher der sündigen Welt das nahe Verderben prophezeit...“ (a. a. O.). Zur gleichen Zeit wie Heinrich durfte auch ein Kritiker aus der liberalen Ecke im „Schwarzbuch“ ein „Monumentalgemälde der apokalyptischen Reiter des Kapitalismus“ (Leuschner 2000) erblicken.

In dasselbe Horn stößt abermals zwei Jahre später die zentrale „Argument“-Koryphäe Wolfgang Fritz Haug: „So reiht Kurz sich ein unter die Heiligen der letzten Tage, die in unserer verwirrten Zeit wieder einmal Morgenluft wittern. Unter der Apokalypse tun sie es nicht“ (Haug 2002, 90). Ein Jahr darauf waren Heinrichs akademische Schüler endlich so weit graduert, dass sie eifrig die vorgefassten Urteile über das „holzschnittartige Untergangsszenario“ und die „drohende Apokalypse“ (Euskirchen/Lebuhn 2003) bei Robert Kurz reproduzieren konnten. Und noch im Wintersemester 2008/09 hat der Silvio-Gesell-Anhänger Prof. Gerhard Senft an der Wirtschaftsuniversität Wien ein Seminar unter dem Titel „Die Lust am Weltuntergang. Der Kulturpessimismus in der Geschichte der Moderne“ angeboten, zu dessen Referenz-Lektüre neben Schopenhauer, Nietzsche, Spengler und Huntington auch „Robert Kurz: Der Kollaps der Modernisierung“ gehört.

So wenig grün sich die Heiligen der ewigen Fähigkeit des Kapitals zur Selbsterneuerung und der ewig weitergehenden „Modernisierung“ ansonsten untereinander sind, in der Aufwallung gegen die radikale Krisentheorie schreiben sie im Jahrestakt voneinander ab<sup>25</sup>, um in der Pose einer aufklärerischen Religionskritik die „Endzeitprophetie“ (Haug) dieser unliebsamen Theoriebildung bannend zu beschwören. Die mit dem eigenen identitären Verständnis inkompatible Reformulierung der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie muss krampfhaft unter „Kulturpessimismus“ oder eben unter eine tausendjährige religiöse Tra-

25 Ich habe auch hier nur exemplarisch einige prominente Äußerungen dieser Art herausgegriffen; ähnlich billige Attacken tauchen in den letzten 15 Jahren quer durch das gesamte linke Spektrum mit ermüdender Häufigkeit auf und erfreuen sich offenbar großer Beliebtheit in einem Szene-Betrieb, der seiner modernisierungs-ideologischen Heimat nicht verlustig gehen will.

dition des Chiliasmus bzw. Milleniarismus nach dem Muster der Offenbarung des Johannes subsumiert werden, um die theoretische Zumutung abzuwehren<sup>26</sup>.

Es konnte nicht ausbleiben, dass sich der Ton solcher denunziatorischer Zuordnungen nach dem neuen Kriseneinbruch verschärfte. Der gemäßigte, sich abgeklärt gebende, alles hinter sich habende linksakademische Realismus musste die Dosis der affektiven Gegenindikation erhöhen, um die radikale Krisentheorie als absolut diskussionsunwürdig aus dem „wissenschaftlichen“ Diskurs fernzuhalten: „Das...Bild...vom Zusammenbruch...lässt sich auf viel ältere Bilder zurückverfolgen: Sintflut, Sodom und Gomorrah und die Apokalypse und das Reich Gottes, das erst nach einem allgemeinen Untergang samt großer Abrechnung kommen kann. Seine bürgerliche Ausprägung aber hat Richard Wagner, der gescheiterte Revolutionär von 1848, in der >Götterdämmerung< auf die Bühne gebracht: Nicht mehr der Zorn des Herrn über die verderbte Menschheit setzt das Ende, nach dem erst ein Neu-Anfang möglich wird, sondern die Herrschenden, die mit ihren eigenen Gesetzen nicht zurecht kommen, führen es selbst herbei. Jedenfalls besteht es in allgemeiner und gründlicher Vernichtung, möglichst in einem Weltenbrand. Danach kann eine andere, >reine< Rasse, die ohne Schuld ist, eine neue Welt aufbauen. Kein Wunder, dass die Nazis mit Wagner, vom >Rienzi< bis zum >Ring<, so viel anfangen konnten. Bei Marx selbst findet sich keine dieser Phantasien“ (Resch/Steinert 2009, 269).

Inhaltlich kann man es nicht mehr ernst nehmen, wenn eine auf die Marxsche Theorie bezogene akkumulationstheoretische Begründung derart sachfremd und mit wilden Assoziationsketten pseudo-religionswissenschaftlich etikettiert und unter eine Traditionslinie irrationaler moderner Vernichtungsideologien subsumiert wird. Bemerkenswert ist auch, dass Resch/Steinert die derart als Gespenst im Abgrund der Geistesgeschichte gesichtete Krisentheorie gar nicht mehr mit Ross und Reiter benennen, sondern das „Bild“ vom „Zusammenbruch“ in konturloser Pauschalisierung als Erscheinung einer Wagnerianischen Option des „Weltenbrands“ in der radikalen Linken der letzten hundert Jahre darstellen wollen. Es gehört zur Perfidie solcher Gespensterseherei, wenn dabei die „Zusammenbruchstheoretikerin“ Rosa Luxemburg in dieser Assoziationskette stillschweigend als Vorläuferin der Nazis behandelt wird. Sie muss eben von den sozialdemokratischen Mittätern immer von neuem totgeschlagen werden. Welcher Vorstellung eines in Wahrheit längst obsoleten gewerkschaftlich-parlamentarischen Dienstwegs beim gemüthlichen Aushandeln von Sozialverträglichkeit sich diese Invektive verdankt, daran lassen Resch/Steinert auch keinen Zweifel.

26 Was der begrifflichen Analyse der radikalen Krisentheorie von den rest- und postmarxistischen Theoretikern bloß unterstellt wird, schallt ihnen inzwischen als merkwürdiges Echo aus den Protesten gegen die Krisengipfel der Staatsagenten entgegen. So heißt es in einem Bericht über das G20-Treffen in London Anfang April 2009: „Als der erste Protestzug durch die Princes Street zieht, hinter einer roten Figur eines Reiters der Apokalypse, rufen die Demonstranten: >Schafft das Geld ab<...“ (Handelsblatt, 2.4.09).

Für sie verträgt sich das Marxsche „Bild von der >Revolutionierung<, also (!) der langsamen Umwälzung der Gesellschaft, die allmählich (!) die Elemente einer neuen Produktionsweise hervorbringt“, ganz schlecht „mit Apokalypse und Götterdämmerung“ (a.a.O., 269). Nur immer schön langsam und allmählich, so kennen wir den Kapitalismus als niedlichen Bummelzug der Geschichte, oder etwa nicht? Bei Marx klingt „Revolutionierung“ doch ein wenig anders, sowohl hinsichtlich der objektiven kapitalistischen Dynamik als auch hinsichtlich der praktischen Kritik.

Im Grunde ist die Projektion einer quasi-religiösen „Apokalyptik“ und von „Weltuntergangphantasien“ etc. auf den Begründungszusammenhang der radikalen Krisentheorie verräterisch. Diese Phantasie liegt in Wirklichkeit ganz auf Seiten der Gegner: Sie selbst sind es, die eine begrifflich und analytisch bestimmte absolute innere Schranke der historisch begrenzten kapitalistischen Produktions- und Lebensweise genau wie die offiziellen Hüter dieser Ordnung als „Weltuntergang“ schlechthin verstehen müssen, weil diese Welt letztlich auch die ihre ist und sie darüber weder hinausgehen können noch wollen. Auch für sie geht daher die kategoriale Kritik ans Eingemachte (vgl. dazu genauer Kap. 28). Nach dem Kapitalismus alias dem modernen warenproduzierenden Patriarchat und seinem Formzusammenhang von negativer Vergesellschaftung kann und soll nichts anderes mehr kommen, weil jede „Alternative“ von vornherein nur in diesen basalen Formen oder deren bloßen Surrogaten gedacht werden kann und „darf“. Wie soll man eine solche Haltung anders beschreiben denn als eine „Glaubensfrage“? Noch bevor sie ihre eigenen theoretischen Begründungen formulieren, haben diese selbstzufrieden „aufgeklärten“ Realisten der Verhältnisse ihre eigene Gläubigkeit offenbart, was die mögliche Verewigung dieser ihrer Welt angeht. Sie selbst sind es, die gegen die theoretische Begründung einer historischen inneren Schranke des Kapitals eine irrationale, vorthoretische „Apokalypse-Angst“ geltend machen, weil ihr Bewusstsein an die Fetischformen gefesselt bleibt.<sup>27</sup>

27 Eine streckenweise unfreiwillig komische Thematisierung des Problems liefert der einst um „antiautoritäre Erziehung“ bemühte, inzwischen zu einer Art Spiritualismus konvertierte („Wie finde ich meine eigene Religion?“) Alt-Achtundsechziger Lutz von Werder. In einer „Kritik des apokalyptischen Bewusstseins“ empfiehlt er gegen einschlägige „Tiefenängste“ außer einer „Lichttherapie“ sowie einem „Angst-Management-Training“ auch Medikamente wie „Benzodiazepine, Beta-Blocker, MAO-Hemmer, Neuroleptika“ usw. (v. Werder 2009, 394). Vielleicht sollten es die rest- und postmarxistischen Wortführer mal mit dieser Medikation probieren, wenn sie in die Abgründe der radikalen Krisentheorie blicken möchten.

## Weitere ausgearbeitete Abschnitte des Fragments

(erscheinen in EXIT! 11)

5. Psychologismus für Arme
6. Ist der Kapitalismus nur wegen mangelnder Funktionsfähigkeit kritikwürdig?
7. Krise und soziale Emanzipation
8. Exkurs: Macht die Wert-Abspaltungskritik den Fetisch zum Schöpfer einer Welt von Marionetten?
9. Die Krise als subjektives Willensverhältnis

## Literatur

*Editorische Anmerkung: Die Literaturliste wurde aufgrund der im Text zu findenden Zitate nachträglich rekonstruiert. Fehler sind nicht auszuschließen.*

- Ebermann, Thomas / Trampert, Rainer (1995): Die Offenbarung der Propheten. Über die Sanierung des Kapitalismus, die Verwandlung linker Theorie in Esoterik, Bocksgesänge und Zivilgesellschaft, Hamburg
- Elbe, Ingo (2008): Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965, Berlin
- EXIT, Gruppe (2007): Mit Marx über Marx hinaus. Kapitalismuskritik für das 21. Jahrhundert, Kaiserslautern
- Gegenstandspunkt (1992): Der Untergang des Abendlands – linksherum, in Heft 2-1992
- Gegenstandspunkt (1996): Was sich mit Marx doch alles anstellen lässt! Die linke Kontroverse um das radikalste Menschenbild, in Heft 4-1996
- Gegenstandspunkt (2008): Wie man „Das Kapital“ nicht schon wieder neu lesen sollte. Zur „Einführung in die Kritik der politischen Ökonomie“ von Michael Heinrich, in Heft 2-2008
- Hardt, Michael / Negri, Antonio (2002): Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt a. M.
- Hardt, Michael / Negri, Antonio (2004): Multitude. Krieg und Demokratie im Empire, Frankfurt a. M.
- Haug, Wolfgang Fritz (2006): Neue Vorlesungen zur Einführung ins Kapital, Hamburg
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1774/1805-06): Jenaer Systementwürfe III: Naturphilosophie und Philosophie des Geistes (Jenaer Realphilosophie), Hamburg
- Heinrich Michael (2000): Neues vom Weltuntergang?, in Streifzüge 2/2000, Wien
- Heinrich, Michael (2000 a): Blase im Blindflug. Hält das »Schwarzbuch Kapitalismus«

von Robert Kurz, was der Titel verspricht?, in Konkret 3/2000, Hamburg

Heinrich, Michael (2003): Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition, Münster

Heinrich, Michael (2004): Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung, Stuttgart

Heinrich, Michael (2006): Alle reden vom Aufschwung, in jungle world 34, 23.8.2006, Berlin

Heinrich, Michael (2007): Profit ohne Ende. Der Kapitalismus hat erst angefangen, in jungle world 28, 12.7.2007, Berlin

Heinrich, Michael (2008): Die gegenwärtige Finanzkrise und die Zukunft des globalen Kapitalismus, in Phase 2.28

Heinrich, Michael (2008 a): Wie das Marxsche Kapital lesen? Leseanleitung und Kommentar zum Anfang des «Kapital», Stuttgart

Holloway, John (2004): Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen, Münster

Initiative Sozialistisches Forum (2000): Der Theoretiker ist der Wert. Eine ideologiekritische Skizze der Wert- und Krisentheorie der Krisis-Gruppe, Freiburg

Kurz, Robert (1986). Die Krise des Tauscherts, in Marxistische Kritik 1, Erlangen

Kurz, Robert (1991): Der Kollaps der Modernisierung, Frankfurt a. M.

Kurz, Robert (1993): Subjektlose Herrschaft. Zur Überwindung einer verkürzten Gesellschaftskritik, in Krisis 13, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)

Kurz, Robert (1999): Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft, Frankfurt a. M.

Kurz, Robert (2003): Die antideutsche Ideologie, Münster

Kurz, Robert (2003 a): Negative Ontologie. Die Dunkelmänner der Aufklärung und die Geschichtsmetaphysik der Moderne, in Krisis 26, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)

Kurz, Robert (2003 b): Tabula Rasa. Wie eit muss oder darf die Kritik der Aufklärung gehen?, in Krisis 27, Bad Honnef; Nachdruck in Kurz (2004)

Kurz, Robert (2004): Blutige Vernunft. Essays zur emanzipatorischen Kritik der kapitalistischen Moderne und ihrer westlichen Werte, Bad Honnef

Kurz, Robert (2005): Die Substanz des Kapitals. Abstrakte Arbeit als gesellschaftliche Realmetaphysik und die absolute innere Schranke der Verwertung, Teil 2, in EXIT! 2, Bad Honnef

Kurz, Robert (2007): Grau ist des Lebens goldner Baum Baum und grün die Theorie. Das Praxis-Problem als Evergreen verkürzter Kapitalismuskritik und die Geschichte der Linken, in EXIT! 4, Bad Honnef

Lohoff, Ernst (1991): Brüderchen und Schwesterchen, in Krisis 11, Erlangen

Löw, Konrad (1996): Der Mythos Marx und seine Macher. Wie aus Geschichten Geschichte wird, München

Marx, Karl (1979/1890): Das Kapital Band 1, MEW 23, Berlin

Mattick, Paul (1974/1959): Krisen und Krisentheorien, Frankfurt a. M.

- Negri, Antonio (2005/1979): Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts, Berlin
- Ortlieb, Claus Peter (1998): Bewusstlose Objektivität. Aspekte einer Kritik der mathematischen Naturwissenschaft, in *Krisis* 21/22, Bad Honnef
- Ortlieb, Claus Peter (2009): Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung der Produktion des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik, in *EXIT!* 6, Bad Honnef
- Pannekoek, Anton (1971/1934): Die Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus, Hamburg
- Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg
- Reichelt, Helmut (2008): Neue Marx-Lektüre. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Logik, Hamburg
- Schandl, Franz (2008): Zur Kritik des Theoretikers, in *Steifzüge* 43, Wien
- Schelling, Friedrich Wilhelm Josef (1985/1800): System des transcendentalen Idealismus, in *Ders., Ausgewählte Schriften in sechs Bänden, Bd. I*, Frankfurt a. M., S. 395-702
- Scholz, Roswitha (1992): Der Wert ist der Mann. Thesen zur Wertvergesellschaftung und Geschlechterverhältnis, in *Krisis* 12, Bad Honnef
- Scholz, Roswitha (2000): Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef
- Scholz, Roswitha (2005): Der Mai ist gekommen. Ideologische Verarbeitungsmuster der Krise in wertkritischen Kontexten, in *EXIT!* 2, Bad Honnef
- Scholz, Roswitha (2009): Gesellschaftliche Form und konkrete Totalität. Zur Dringlichkeit eines dialektischen Realismus heute, in *EXIT!* 6, Bad Honnef
- Stütze, Ingo (2001): Marxismus im Kurzschluss. Das neue Marx-Buch des Krisenpropheten Robert Kurz ist ein Ärgernis, in *ak – analyse und Kritik* 449, 12.4.2001
- Werder, Lutz von (2009): Geht die Welt unter – und wenn ja, warum? Kritik des apokalyptischen Bewusstseins, Milow